

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Zweyten Bandes Erstes Stück.

Oldenburgische Zeitschrift,

herausgegeben

von

G. A. v. Halem und G. A. Gramberg.

Zweiten Bandes Erstes Stück.

I.

Ueber das Amt Kloppenburg;
in Friesen.

Achter Brief.

Jetzt, lieber Freund, wollen wir die zweite Stadt unsers Amts miteinander besuchen, nämlich Fries:Dithe, einen Gränzort der alten Friesen.

Sie kommen eine Stunde von Kloppenburg in der Bauerschaft Barrelbusch an, und finden dort eine Branntwein- und Bierschenke. Von da geht es die übrigen vier Stunden durch Haide und Sand bis vor Fries:Dithe; denn Thüle, wo einige wohlhabende Bauern wohnen, gehet der Weg gerade vorbey.

2n Bds. 16 St.

I



Sie treffen mitten in dieser Haide einen einzigen von der vorigen Regierung angelegten Neubauer an, und dieser, der hier in der wüsten Einöde eine Stunde und mehr von allen Menschen abgesondert hauset, liegt doch den so entfernt wohnenden Bauern zu nahe, er liegt ihnen in der Schafrift, so daß man sogar einen kostspieligen Proceß dagegen erhoben hat, der noch anhängig ist. Auch die Stadt Klopensburg, wovon er doch zwey volle Stunden entfernt ist, hat gegen diesen Anbau eine förmliche Protestation eingelegt.

Vor einigen Jahren soll man sogar dieser armen Familie, die hier, wie aus der Menschheit verstoßen, einsam und entfernt im Schweiß ihres Angesichts, ihr Brod erwirbt, welches ihr noch zu Zeiten mangelt, ihre mühsam aus Holz, Haide und Plaggen errichtete Hütte ruinirt, und die Bewohner selbst mißhandelt haben. So erzählte man mir; und mein Blick durchlief freudig die Gegenwart und Zukunft. Unsere jetzige menschenfreundliche und weise Regierung wird dergleichen Vorfälle gewiß abwenden.

Nun näher zu unserm Zweck!

Der Eintritt in Fries-Ditche sagt Ihnen nicht viel erbauliches; Sie finden ein schlechtes, schmutziges Steinpflaster, an beyden Seiten sehr tiefe Mistgruben *) und größtentheils schlechte mit Holz und Lehm zusammengesetzte Häuser. Einige aus Holz mit Backsteinen durchmauerte Häuser machen eine Ausnahme. Uebrigens finden Sie auch alle Häuser mit dem Giebel nach der Gasse hin gekehret.

Sonst ist die ursprüngliche Anlage der Stadt nicht übel; sie könnte vielleicht musterhaft seyn; aber ihr Verfall ist sichtbar.

Neunter Brief.

Fries-Ditche hat ungefähr die nämliche Verfassung, Rechte und Freyheiten, wie Kloppenburg; außer, daß die Stadt noch die Ausübung der freyen Jagd und Fischerey besitzt; deshalb

*) Kloppenburg hat auch dergleichen Mistgruben, aber sie sind größtentheils nicht über zwey Fuß tief, auch nicht immer mit Dünger angefüllet. In Fries-Ditche siehet man vor vielen Häusern stehende tiefe Sümpfe.

will ich auch obiges, was ich Ihnen über Klop-
penburg gesagt habe, hier nicht wiederholen.

Die Stadt hat drey Thore ganz von Back-
steinen, wovon eins sehr gut und stark ist, die
zwey andern aber den Einsturz drohen; ferner,
ein] altes schlecht angelegtes und unterhaltenes
Rathhaus, und eine hübsche Kirche.

Das Armenwesen stehet unter der Direction
des Pfarrers; die Einkünfte sollen aber nicht
ergiebig seyn.

Sie finden dort nur zwey Wirthshäuser, in
denen man im Winter keine warme Gaststube
haben kann. Die Bewirthung erstreckt sich nicht
weiter, als auf Biersuppe, Pfannkuchen und
rohen Schinken. Auch ist in Fries:Oithe we-
nig frisches Fleisch zu haben. Außer einigen
Haid schmucken, und einem oder andern Kälbchen,
wird hier wenig oder gar nicht geschlachtet, und
ein Stück frisches Kindfleisch ist eine wahre
Seltenheit.

Der ärmliche Zustand von Fries:Oithe be-
ruhet größtentheils auf dem Mangel einträglicher
Gewerbe. Vormalts machten die Schmiede einen
sehr beträchtlichen Theil der Bürgerschaft aus,

und verbreiteten Wohlstand. Dieser sehr wichtige Nahrungszweig ist aber jetzt bis auf ein paar gute Werkstätte herabgesunken, und dies hat den Ort selbst wohl zum Theil so herunter gebracht.

Die Schmiede verarbeiteten das Eisen hauptsächlich zu Sensen, Schaufeln, Spaten, Schneidmessern und dergleichen Werkzeugen; sie verkauften diese Waaren im Großen und in beträchtliche Menge im Münsterischen und in den benachbarten Ländern. Sie lieferten sehr gute Waaren, so wie die jetzigen Schmiede noch viele solche Waaren, von besonderer Güte, im Inn- und Auslande absetzen.

Aber die Sauerländischen Fabriken verderben ihnen den Markt. Diese liefern wohlfeilere, wenn auch nicht so dauerhafte, Waaren, und weil die letzten Münsterischen Fürsten, auch Kurfürsten von Köln waren, und das Herzogthum Westphalen eine Provinz des letzteren ausmachte, so wurden diese Fabrikate begünstiget, und so nach und nach der Verfall des Friesländischen Eisenhandels herbeygeführt. Man muß wünschen und hoffen, daß diesem Orte wie-

der aufgeholfen werde. Vielleicht wage ich es, in der Folge einige Gedanken hierüber mitzutheilen.

Zehnter Brief.

Ich habe Sie, lieber Freund, bisher nur mit den zwey Städten unsers Amtes bekannt gemacht. Ich so, re jetzt fort Ihnen das übrige näher zu beschreiben. Ich werde hiebey die Eintheilung des Amtes in seine fünf Gerichte, beyzubehalten und jedes Gericht besonders zu beschreiben suchen.

I. Gericht Kloppenburg.

Dieses begreift unter sich:

I. das Kirchspiel Kloppenburg und Crapendorf

— — — Molbergen

— — — Markhausen

die Bauerschaft Sevelten

— — — Lüsche. Letztere Bauerschaft

macht eine eigene Vogtey aus, und gehört unter die Pfarre zu Westrup im Amte Bechta.

Sevelten gehört zur Pfarrey Cappeln im Amt Bechta, übrigens unter die Hausvogtey Kloppenburg.

2. Das Kirchspiel Markhausen, welches eine eigene Vogtey hat, besteht aus

dem Dorfe Markhausen, wo etwa 300 Einwohner sind; es hat eine neu erbaute Kirche, und auch eine Windmühle.

Ellerbrok, wo die Saterländischen Schiffe ankommen, zählet etwa 36 Einwohner.

Gälenberg, eine Colonie, welche gegenwärtig nur aus zwey Familien besteht, indem die daselbst von der vorigen Regierung angewiesenen Neubauern, durch die dort interessirten Bauern nicht zugelassen werden; übrigens liegt diese Colonie im Amte Meppen.

3. Das Kirchspiel Molbergen; hier ist eine eigene Vogtey; es gehört darunter

Molbergen mit einer artigen Pfarrkirche

Dwergte

Grönheim

Veßen

Ermcke

Stedingsmühlen, (die Herrsch. ausgen.)

Das Kirchspiel Kloppenburg und Crapendorf gehört unter die Hausvogtey Kloppenburg; dazu gehören

Stadt Kloppenburg mit	etwa	640	Einw. *)
Dorf Crapendorf	—	—	510 —
Bauerschaft Bethen	—	—	240 —
— Garel	—	—	450 —
— Barrelbusch	—	—	72 —
— Nestehausen	—	—	130 —
— Stalvorden	—	—	54 —
— Ammern	—	—	72 —
— Bühren	—	—	48 —
— Lanium	—	—	90 —
— Nutteln	—	—	120 —
— Stapelfeld	—	—	136 —

*) In dieser Aufzählung der Einwohner ist jede Familie zu 6 Personen berechnet; eine Berechnung, die genau mit einer von mir gemachten Zählung der Bewohner einiger Orten vorgenommen worden, und die ich erprobt gefunden habe. Diejenigen Dörter, wo die Volksmenge nicht angegeben ist, werde ich suchen in der Folge nachzutragen. Ich habe hier nur angegeben, wo ich nicht leicht fehlen konnte, und unrichtige Angaben, so viel möglich, vermieden.

Bauerschaft	Tegelrieden	mit etwa	48	Einw.
—	Knehen	—	—	216 —
—	Nieholt	—	—	48 —
—	Warrenstette *)	—	—	60 —
—	Fahren	—	—	200 —
—	Schmertheim	—	—	78 —
Haus	Lanium	:	:	— — 6 —
—	Stedingsmühlen	—	—	6 —

zusammen 3224 Einw.

II. Gericht Fries: Dithe.

Hierunter gehören die Kirchspiele:

Fries: Dithe

Alten: Dithe (Oldenoythe,)

Barsel

Strücklingen

Kamslohe

Scharrel

I. Das Kirchspiel Fries: Dithe bestehet aus der Stadt Fries: Dithe mit etwa 700 Einw.

*) Diese Bauerschaft gehört zum Theil unter das Kirchspiel Essen, und ich habe hier nur die Zahl derer, die nach Kloppenburg und Crapensdorf gehören, bemerkt.

Bauerschaft Thüle — — 150 —

— Klauen — — 48 —

— Schwanenburg. Letztere beyden Dörfer gehören eigentlich zu der Stadt Fries-Dithe, und die Einwohner sind meistens Bürger in derselben.

2. Das Kirchspiel Alten-Dithe bestehet aus dem Dorfe Alten-Dithe, woselbst die Pfarrkirche mit etwa 550 Einwohnern, und aus der Bauerschaft Böfel

— Osterlohe

— Eggerhausen

— Campen

Haus Alten-Dithe, und den einzelnen Bauern zu Tegelhaus

— Reinshaus

— Nuemülen.

3. Das Kirchspiel Barsel bestehet aus dem Dorfe Barsel, welches nach dem letzten Brande sehr gut wieder erbauet worden, und jetzt meistens aus ganz massiven Häusern bestehet, worunter einige recht hübsch und geräumig sind; daselbst stehet auch die mit sehr vielen Einkünften versehene und gut gebauete Pfarrkirche.

Barfel hat eine zur Handlung und Schiffahrt vortreffliche Lage, indem daselbst die Söste Schiffe von 20 und mehr Lasten bequem trägt; diese schöne Lage aber wird jetzt weiter nicht als zum Torfausfahren nach Ostfriesland und Holland benützet; einige der Barseler Schiffer fahren doch auch fremde Frachten nach und aus der Ostsee, oder England. Ueber dieses alles werde ich Ihnen in meinen ferneren Briefen mehr sagen.

Die Zahl der Einwohner mag etwa 600 seyn.

Bauerschaft Lohe, von etwa 48 Einwohnern.

4. Das Kirchspiel Strüklingen; dazu gehört das Dorf Strüklingen, woselbst die Pfarrkirche, und Utende, und die Maltheser Comthurey Bokelisch.

5. Das Kirchspiel Namslohe, bestehet aus dem Dorfe Namslohe, woselbst die Pfarrkirche, und Bauerschaft Holn.

6. Das Kirchspiel Scharrel bestehet bloß aus dem Dorfe dieses Namens, woselbst auch die Pfarrkirche steht. Scharrel hat etwa 600 Einwohner.

Die drey Kirchspiele Scharrel, Namslohe und Strüklingen, machen das sogenannte Saterland aus, ein Ländchen, welches verschiedene Eigenheiten hat, das aber von dem Reisebeschreiber Hoche *) größtentheils unrichtig beschrieben ist.

III. Gericht Lastrup und Lindern,
Bestehet aus den beyden Kirchspielen Lastrup und Lindern;

I. Das Kirchspiel Lastrup bestehet aus dem Dorfe gleiches Namens, woselbst die sehr alte Pfarrkirche, aus der

Vauerschaft	Klein Roscharden
—	Groß Roscharden
—	Matrum
—	Birschlag
—	Zimmerlage.

*) Ich werde des Herrn Hoche in der Folge mehrmals zu erwähnen Gelegenheit haben. Ich habe für dessen Talente die größte Achtung; aber er wolle es mir verzeihen, wenn ich seine Bemerkungen hie und da zu berichtigen suche. Die Wahrheit zu suchen und zu sagen, war sicher auch sein Endzweck.

Bauerschaft Schnelten

—— Suble

—— Ludlage

—— Hanstrup

—— Hemelte

—— Oldendörp.

2. Das Kirchspiel Lindern bestehet aus dem Dorfe Lindern, woselbst die mit sehr vielen Einkünften versehene Pfarrkirche stehet, aus der Bauerschaft Osterlindern

—— Auen

—— Lines

—— Garen

—— Zink.

IV. Gericht Lönningen; dieses bestehet aus dem Kirchspiele Lönningen, und begreift unter sich:

den Flecken Lönningen, woselbst die sehr hübsche Pfarrkirche, ferner aus den

Bauerschaften Düencamp

—— Evencamp

—— Levinghausen

—— Helminghausen

Bauerschaft Berwe
 — Barkhorn
 — Wachtum
 — Elbergen
 — Benstrup
 — Ladbergen
 — Bunnan
 — Brokstrich
 — Holrah
 — Pokka
 — Nobke
 — Angelbeke
 — Winkum
 — Ehren
 — Winnebst

Haus Duderstad

— Hukkelriede.

V. Gericht Essen.

Dieses bestehet aus dem Kirchspiele dieses
 Namens, und begreift unter sich den Flecken
 Essen, woselbst die Pfarrkirche stehet. Dieser
 Ort soll in uralten Zeiten eine Stadt gewesen
 seyn, durch einen Krieg aber soll die Stadt

verwüſtet, und die Einwohner nach Quakenbrück
verſetzt ſeyn; ferner aus der
Bauerschaft Oſter-Eſſen

—— Bevern

—— Abdrup

—— Groß Darel

—— Klein Darel

—— Warrenſtette, in ſo weit es nicht
zu Kloppenburg und Crapendorf
gehört,

Haus Klein Arkenſtette

— Groß Arkenſtette

— Behr

— Lage

— Kalhorn.

Mit der Länge dieſes Briefes werden Sie
zufrieden ſeyn; über das beſondere dieſes oder
jenes Orts, oder Gegend, werde ich mich in
der Folge ferner auslaſſen.

Elfter Brief.

Nachdem ich Sie biſher mit dem Grund-
riſſe unſers Amtes bekannt gemacht habe, will

ich in diesem Briefe Ihnen auch die Flüsse desselben beschreiben. Diese sind:

1) Die Hase. Sie fließt aus dem Osna-
brückischen durch die Kirchspiele Essen und Lö-
ningen, nahe an beyde Flecken vorbei, in das
Amt Meppen, und bey der Stadt Meppen in
die Ems.

Es wäre zu wünschen, daß einer der Ein-
wohner zu Löningen, oder Essen, durch eine
gute Beschreibung dieses Flusses, in so weit
derselbe unser Amt interessiret, die Lücke aus-
füllen wollte, die ich hier lassen muß, weil ich
nicht genug Localkenntnisse von diesen beyden
Kirchspielen habe. Es ist mir indessen ganz
wahrscheinlich, daß die Hase für kleine Schiffe
sehr wohl fahrbar zu machen wäre.

2. Die Söste. Sie entstehet eben über
der Gränze unsers Amtes im Amte Bechta,
diesseits Embstek, aus einer sumpfigen, mo-
rastigen Niederung, aus unzähligen kleinen
Quellen, und wird erst beym Eintritt in unser
Amt ein kleiner Bach, der überall aus Süm-
pfen, Morästen und Quellen Zufluß erhält.

Die Söste scheint eigentlich nur für das Amt Kloppenburg allein da zu seyn. Sie entstehet nämlich erst an der Gränze dieses Amtes, und verlieret ihren Namen bey dem Austritt aus demselben, obgleich sie etwas weiter in Ostfriesland erst in die Leda sich ergießt.

Sie fließt durch eine morastige Niederung bis Kloppenburg, wo sie durchfließt, nach Fries-Dithe, unter verschiedenen mehr oder weniger großen und kleineren Krümmungen, immer durch morastige Niederungen, welche fast alle zu beyden Seiten von den Einwohnern zu Wiesen benutzt werden; von Fries-Dithe, wo sie einen beträchtlichen Theil der Stadt durchfließt, gehet sie nach Barsel, und von hier in Ostfriesland, wo sie in die Leda fällt. Aber bey Barsel nennt man sie schon nicht mehr Söste, sondern das Barseler Tief, (Barseler Fahrwasser), und ich werde mich hier auch mit diesem Fluß nicht weiter, als im innern des Amtes beschäftigen.

Die Söste erhält überall ihrem ganzen Laufe nach aus den Morästen, Sümpfen und unzähligen kleinen Quellen, beständigen Zufluß

von Wasser, und würde wahrscheinlich, wenn diese Moräste überall guten Abzug hätten, noch viel mehr Wasser führen, als jetzt.

Bei Neinshaus, einer Meyerey im Kirchspiel Alten-Dithe, nimmt sie die Aue auf, einen Bach, der aus großen Moorgegenden hinter Garel herkommt.

Sie treibt vier Wassermühlen, nämlich eine in Kloppenburg, eine zu Stedingsmühlen, eine zu Neuenmühlen, und eine zu Fries-Dithe; diese sind sämmtlich Kornmühlen, und drey davon sind landesherrliche Mühlen; die zu Stedingsmühlen aber gehört dem Besitzer dieses Guts, dem Herrn Amtsrentmeister M u l e r t. Jenseits Fries-Dithe hemmt keine Mühle mehr den Lauf dieses Flusses; es scheint, man habe von je her gefühlet, er sey hier zu etwas wichtigerem, als zum Mühlen-Treiben, bestimmet; und wirklich ist es für den Beobachter traurig, zu sehen, wie dieser schöne Fluß, der bis Lohe noch Ebbe und Fluth hat, der bis Neinshaus, welches nur eine Stunde von Fries-Dithe entfernt ist, für ziemlich große Schiffe schon brauchbar ist, von hier bis Fries-Dithe so unbenutzt dahin fließt, da er

doch für den letzten Ort eine Quelle des Wiederemporkommens und des Wohlstandes seyn könnte, und dies vermuthlich ohne große Kosten.

Die Stadt und das Gericht Fries-Ditche besitzt unerschöpfliche Torfmoore, die beynah unabschbar sind. Der hier gegrabene Torf ist sehr gut, und findet in Ostfriesland sowohl als in Holland hinlänglichen Absatz. Von Campen, Harkebrügge, Varsel, und aus dem Saterlande gehen jährlich mehre tausend Fuder in großen und kleinen Schiffen dahin ab, und werden gut verkauft; aber von Fries-Ditche und dessen Nachbarschaft kann nichts weggebracht werden, aus Mangel des Fahrwassers. Wie groß könnte von da aus nicht der Absatz seyn! Wie mancher Einwohner, der jetzt gar keine Nahrungsquelle für sich eröffnet siehet, fände hier seinen Erwerb, theils im Torfgraben, theils als Schiffer!

Wenn nun vollends die abgegrabenen Moore, wie in Holland, zu Wiesen veredelt würden, in wie kurzen Jahren würden nicht diese Einöden in schöne Gefilde umgeschaffen seyn!

Und wie manches ausländische Product, das jetzt mit großen Kosten auf Wagen unseren Ge-

genden zugeführt werden muß, könnte nicht durch die nämlichen Torfschiffer, als Rückfracht, wieder hereinbracht, und so für diese Gegend sowohl, als für Fries:Oithe, eine neue Quelle des Wohlstandes werden!

Vielleicht wäre es selbst möglich, die Eöste noch diesseits Fries:Oithe schiffbar zu machen; oder vielleicht könnte ein Canal mit wenigen Kosten von da aus, durch das Moor bis nahe an Kloppenburg geführt, und so für das ganze Amt eine Quelle des Erwerbes geöffnet werden.

3. Die Mark:U. Sie fließt als Bach durch einen Theil der Kirchspiele Löningen und Lindern, nach Markhausen bis Ellerbrot, woselbst sie mit den Saterländischen Booten befahren wird, welche bis hiehin fahren und ausladen, weshalb sich zu Ellerbrot zwey Packhäuser befinden, deren Besitzer zugleich Expeditions:Geschäfte treiben.

Von Ellerbrot aus fließt die Markau, mit ziemlich ansehnlichen Krümmungen durch das ganze Saterland nach Ostfriesland hin, woselbst man sie die Sater: Ems nennet. Im Saterlande nennt man sie Sater deep (Sater

Tief, oder Sater Fahrwasser). Obschon dieser Fluß von Ellerbrok an mit kleinen Booten befahren wird, so ist diese Fahrt doch äußerst langweilig und unbequem; es muß nämlich das Boot den ganzen Weg gezogen werden, und man bringt bey günstigem Wasser sieben bis acht Stunden von Ellerbrok bis Scharrel zu, welches zu Fuße doch nur drey Stunden Wegs sind.

Jetzt kennen Sie unsere Flüsse; und ich habe Ihnen vorläufig deren jetzige Benutzung, und wozu sie noch vielleicht benutzt werden könnten, bemerklich gemacht; aber bey weitem habe ich diese Materie nicht erschöpft; vielleicht knüpfen wir diesen Faden in der Folge noch wieder an.

Zwölfter Brief.

Bisher habe ich Sie mit dem Grundrisse und den Flüssen des Amts Kloppenburg bekannt gemacht; jetzt will ich Ihnen den Grund und Boden desselben beschreiben, und dessen Benutzung bemerken.

Es bestehet der Boden aus Sand mit Garten- und Moorerde mehr oder weniger gemischt,

seltener aus Thon mit Sand; an vielen Stellen ist baarer Flugsand, und endlich beynah ein Viertel des ganzen Amtes ist Moor.

Da, wo keine Cultur fortwirkt, oder gewirkt hat, ist aller Boden mit Haide überwachsen; und die Haide ist an morastigen Orten mit Moos vermischt.

Dieser Boden nun wird auf sehr verschiedene Art benutzt und cultivirt, nämlich zu Getraide, als Rocken, welcher sehr gut wächst und reichlich trägt; Haber, an verschiedenen Orten mit sehr reichlichem Ertrag; Buchweizen, dieser bringt das meiste, wenn ihm die Bitterung günstig ist, welches aber selten eintritt; Gersten; obgleich er sehr gut geräth, und einträglich ist, wird nicht viel gebauet; Weizen; bey gegenwärtiger Cultur geräth der Winter-Weizen nicht; vermuthlich würde derselbe aber bey besserer Cultur gerathen; Sommer-Weizen; obgleich dieser gut geräth, wird er doch wenig gebauet. In den Moorgegenden wird, zum größten Nachtheil unserer sowohl als der benachbarten Provinzen, das Moor jährlich gebrannt, und dann Buchweizen in dasselbe ge-

säet, der zu Zeiten außerordentlich gut geräth, oft aber wenig oder nichts einbringt; ferner bauet man alle Gemüsarthen mit dem glücklichsten Erfolge; so wie auch alle Arten Obst bey gehöriger Cultur.

Ein großer Theil des Moorbodens ist zu Wiesen angelegt, und trägt bey ordentlicher Cultur schönes Gras, so daß unser Amt an Heu Ueberfluß hat, und nicht, wie Hoche sagt, aus andern Ländern mit diesem Artikel versehen werden muß. Auch alle Holzarten wachsen und gedeihen trefflich.

Allein der größte Theil unsers recht guten Bodens liegt leider! wüste und öde, und kaum der 20ste Theil, vielleicht noch weniger, ist angebauet; und doch scheint es, als wäre das mehreste ehemals urbar gewesen. Denn Sie mögen in unsern Haiden sich hinwenden, wo Sie wollen, Sie finden überall ganze Stunden Weges weit Spuren ehemaliger Cultur, (nämlich ordentlich nach jetziger Art abgetheilte Aecker, und Kornfelder), und selbst Spuren ehemaliger Wohnungen. Nur sehr wenige Haiden finden Sie ohne solche Spuren. Sehr vermuthlich

entvölkerten Krieg, (der 30jährige), Hunger, und Seuchen diese Provinz, und ließen uns nur noch die Spuren ehemaligen Wohlstandes in den nachgelassenen Wüsten erblicken. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, wo wir, unter dem Schutze eines weisen, thätigen, und menschenfreundlichen Fürsten, unsern Nachkommen wieder ein so cultivirtes Land zurücklassen können!

Dreyzehnter Brief.

Wenn Sie, lieber Freund, einen schön geschriebenen Reiseroman lesen wollen, so weiß ich Ihnen kein besseres Buch zu empfehlen, als Hohes Reise durch das Niederstift Münster in das Saterland. Hier finden Sie schöne Worte, und viele Unrichtigkeiten. Auch konnte dieser Reisende vom Niederstifte Münster nicht viel richtiges liefern, indem er einen Weg nahm, wo er wenig sehen und erfahren konnte, einen Weg, der gerade der kürzeste durch das Niederstift war, und wo er die drey Aemter desselben nicht hinlänglich kennen lernen konnte, um darüber richtig zu schreiben.

Auch verweilte er hier zu kurze Zeit. Im Saterlande, wo er sich vielleicht ein paar Tage aufgehalten haben mag, scheint man ihm absichtlich Unrichtigkeiten mitgetheilet zu haben. Bey längerer und unbefangener Untersuchung, und sicherern Quellen hätte Herr Hoche etwas besseres liefern können. Wenn ich so viele Müße finde, werde ich nächstens alle mir bekannte Unrichtigkeiten in Hoche's Reise anmerken.

Sie werden nun aus diesem Eingange schon errathen, daß ich Sie heute über das Saterland zu unterhalten Willens bin.

Ich habe Ihnen schon in einem meiner vorherigen Briefe gesagt, daß das Saterland aus den Kirchspielen Scharrel, Ramslohe und Strükingen bestehe. Ueber die Ableitung des Namens, und ob es Sater: Sagelter: oder Sogeler: Land heißen müsse, haben wir neulich *) schon einen Aufsatz gelesen. Saterland ist doch die gewöhnlichste Benennung.

Dies Ländchen liegt auf einem sandichten, rund um mit Moor eingeschlossenen Boden, so

*) Oldenb. Zeitschrift. 1. Bd. S. 516.

daß Sie zwey, drey und mehre Stunden über ein wildes, hin und wieder mit Buchweizen; Aef; fern durchschnittenes, Moor zu gehen haben, ehe Sie dort ankommen können; wenn Sie anders nicht einer langweiligen Reise zu Wasser den Vorzug geben.

Das, wodurch sich die Einwohner des Saterlandes vor allen ihren Nachbarn ganz besonders auszeichnen, ist ihre Sprache, die vielleicht eine Art der Altsassischen, oder Altfrisischen, seyn mag. Von dieser Sprache hat H o c h e einige gute Proben gegeben, und ich will hier deshalb davon nichts wiederholen. Aber diese Sprache reden die Saterländer bloß unter sich, und sie wird auch von Niemand anders verstanden, selbst nicht von den angrenzenden Nachbarn; außerdem aber reden und verstehen die Saterländer die benachbarte plattdeutsche Sprache und Mundart, auch lesen und verstehen sie das Hochdeutsche recht gut, da in ihren Kirchen und Schulen, nicht anders als Hochdeutsch, geprediget und gelernt wird.

Die Kleidung der Saterländer nähert sich der Frisischen in Ostfriesland und Gröningerland,

woselbst das von H o c h e mit so vielen Worten beschriebene sogenannte Ohryfen ein sehr gewöhnlicher Kopfsputz ist. Ihre übrige Sitten und Lebensarten sind so sehr nicht von denen ihrer Nachbarn verschieden, daß solches einer besondern Beschreibung bedürfte.

Uebrigens sind die Saterländer eine recht gute Art Menschen, höflich und freundlich, nur größtentheils etwas roh, und dies rühret von ihrer Lebensart her; auch möchte der Aberglaube nach Verhältniß wohl mehr unter ihnen herrschen, als unter den übrigen Bewohnern des Amts, wenn ich Fries-Dithe ausnehme. Ueber alte hergebrachte Gebräuche und Gewohnheiten, wovon sie auch einige Rechte nennen, halten sie strenge, und da sie so isolirt wohnen, so bleibt leicht alles beym Alten. Auch gehen sie bey Streitigkeiten unter sich, und über das Mein und Dein, gerne zum Gerichte, und dies selbst um Kleinigkeiten: sie sind, Troß dem, was H o c h e vom Gegentheil versichert, tüchtige Proceßsenkrämer. Uebrigens werden sie auf die nämliche Art regiret, wie die übrigen Unterthanen

des Amtes Kloppenburg, und sind in allen Fällen den nämlichen Gesetzen unterworfen.

Eins aber, was sie nicht leisten, sind Personaldienste; und daß sie davon frey sind, liegt wohl mehr in der isolirten Lage, als in sonstigen Rechten.

Die Saterländer besitzen freye Jagd und Fischerey in ihren Gemarkungen *). Was ihre innere Privatangelegenheiten betrifft, so werden diese von 12 Personen, die Vorsteher oder Bürgermeister genannt und jährlich gewählt werden, besorgt: eine Einrichtung, die in verschiedenen Gemeinheiten des Amtes Kloppenburg mit einigen Abweichungen statt hat.

Ihre Nahrungsquellen sind Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt, und Torfgraben. Ihre Schifffahrt ist ihnen auch hauptsächlich der Torfausfuhr wegen von Nutzen, indem die Durchfuhr von Kaufmannswaaren seit einigen Jahren

*) Hoche sagt, man finde bey nahe in jedem Hause ein schönes Windspiel. Wie war es möglich, daß er dieses schreiben konnte, indem man hier äußerst selten, vielleicht keine drey dieser Thiere, antrifft; selten findet man einen Spürhund.

merklich abgenommen hat, weil die Fahrt etwas kostspielig ist.

Sie sehen also aus diesen kurzen Bemerkungen vorerst so viel, daß der Unterschied, den dieses Ländchen besonders charakterisiren soll, so gar groß nicht ist. Dies war es, was ich nur erst zeigen wollte; über einige Besonderheiten auf ein ander mal.

Vierzehnter Brief.

Die Bewohner des Amts Kloppenburg, die der Städte ausgenommen, bestehen aus Bauern, welche eingetheilet werden, in Erben, Halberben, Rötter (Räthner), und Brinksitzer; wovon die ersten drey Classen mehr oder weniger, nämlich 1, 2, 3, 4, 5 bis 6 sogenannte Heuerleute haben, und endlich aus sogenannten kleinen, oder An- oder Neubauern.

Erben, Halberben und Rötter, sind entweder frey, oder eigen; eigen entweder dem Landesherren, oder Gutsbesitzern, oder sonstigen Privatleuten. Dieses Leibeigenthum ist keineswegs hart, oder drückend, sondern durch Gesetze

modificiret, und im Wohlstande findet man eigentlich keinen Unterschied unter Freyen und Eigenen.

Die Zahl der Heuerleute ist groß, und ihr Loos mehr oder weniger gut, je nachdem Glück oder Unglück ihnen begegnet. Man hat in verschiedenen Reisebeschreibungen die Lage dieser Menschen als drückend geschildert. Allein lesen Sie folgende treue Schilderung, und dann urtheilen Sie, woran diese größtentheils nicht glänzende Lage liegt: meines Dünkens gewiß nicht an den Bauern; doch hören Sie!

Bauernsöhne, Knechte, Mägde, die größtentheils nichts, oder doch wenig, erben, sondern vielleicht, und auch dieses oft nicht, von ihrem Lohn etwas erübriget haben, fühlen in sich das Bedürfniß, nicht länger zu dienen, zu heurathen, und einen eigenen Haushalt zu etabliren. Wenig oder gar nichts an Geld oder Geldeswerth ist es, was sie besitzen; und nun wird eine Person geheurathet, die ebenfalls wenig oder nichts an Vermögen hat. Sich etwas eigenes zu kaufen, dazu fehlet es oft an Gelegenheit, und noch öfter am Gelde. Ihr Haupterwerbmit-

tel ist die Stricknadel, und mitunter auch jährlich ein Gang von einigen Wochen nach Holland.

Jetzt miethet dies Paar bey irgend einem Bauer ein Heuerhaus, das heißt eine kleine Hütte, worin ein Kuhstall, ein Feuerheerd, und eine Bettstelle sich befinden, dazu etwas Gartengrund, und 6 bis 8 Scheffel Saat Ackerland. Man schafft sich eine, oder nach den Umständen, zwey Kühe an, welche gewöhnlich mit dem Vieh des Bauern auf der gemeinen Weide weiden, und dies alles zu geringen Preisen. Gewöhnlich wird diesen Heuerleuten von den Bauer zur Bedingung gemacht, diesem in der Aernte, oder bey sonstigen häufigen Arbeiten zu helfen, wogegen der Bauer ihnen auch den Acker pflüget und bearbeitet, Mist und Torf fähret, u. s. w.

Selten werden Sie finden, daß, wenn der Heuermann durch unglückliche Umstände ein schlechter Zahler ist, oder sonstige Unglücksfälle erleidet, er von seinem Herrn vertrieben wird, oder daß derselbe über ihn Klage führet; wenn anders der Heuermann nur keine unor-

dentliche Lebensart führet. Ich kenne einige, die in 10 und mehren Jahren keine Miethe bezahlt haben, und die doch nicht vertrieben wurden.

Aber der Keim der Armuth liegt in den Umständen dieser Menschenclasse selbst vergraben. So lange nämlich sie Gesundheit genießen, und keine gar zu theure Zeiten obwalten, so lange nähren sie sich und ihre Kinder mit ihrer Hände Arbeit; aber Krankheiten und Unfälle können sie nicht, am wenigsten viel und lange, ertragen. Es ist nichts vorgewonnen, womit solche Unfälle bestritten werden; und obgleich sie manchmal lange von ihren Bauern thätig unterstützt, und unter die Arme gegriffen werden, so reicht solches doch am Ende nicht hin. Es kann also nicht fehlen, daß so mancher dieser Unglücklichen in Armuth verfallen muß, woraus er sich nie, oder doch sehr selten, erhohlen kann.

Ich habe nur zeigen wollen, daß, wenn einige dieser Heuerleute elend leben und sich kümmerlich ernähren müssen, dieses nicht Schuld der Bauern ist, wie so mancher Reisebeschreiber sagt, und daß sie nur selten hart gehalten werden; auch, daß sie überhaupt ordentlich

zu leben haben. Nur besondere Unfälle sind es, denen sie zu widerstehen nicht vermögend sind. Und wenn hier ein Mittel ausfindig zu machen wäre, sie in solchen Fällen zu unterstützen, so würden diese arbeitsame und nützliche Mitglieder des Staats in ihrer Art ganz vortrefflich leben, und sich ernähren, so wie viele unter denselben wirklich wohlhabend sind.

Fünfzehnter Brief.

Die Bauerwohnungen im Amte Kloppenburg sind, im allgemeinen Zuschnitte, von den an mehreren Orten mehrmal beschriebenen Westphälischen Bauerhäusern nicht unterschieden. Im allgemeinen wohnet der Bauer und dessen Familie mit dem Vieh, nämlich mit den Pferden, Kühen, Kälbern, Schweinen, Hünern, u. s. f. unter einem Dache, und alles ist nur durch schützende Abtheilungen, in so weit von einander getrennet, daß nicht eines durch das andere läuft. Verschiedene dieser Wohnungen haben hinten im Hause ein Paar sogenannte



Stuben, die aber nur durch eine Lehmwand von dem übrigen Hausraum getrennet, und übrigens eine noch um ein merkliches erniedrigte Bodendecke haben, auf welchem Boden gewöhnlich der ausgedroschene Rocken aufbewahret wird. Als Winterstuben werden sie selten benutzt, oft aus Mangel eines Ofens, besonders aber, weil man das offene Feuer mehr liebet, und bey dem letzten auch Licht sparet.

Jetzt, in neuern Zeiten, hat man verschiedentlich angefangen, eine bessere und mehr Bequemlichkeit gebende Bauart einzuführen, und es giebt ein und anderes Bauerhaus, welches eine ganz gute und ordentliche Einrichtung hat; aber im allgemeinen sind die Wohnungen schlecht.

Sonderbar ist überhaupt die Abneigung des Landmannes gegen warme Winterstuben. Diejenigen, welche Oefen in den Stuben haben, brauchen solche nur bey sehr strenger Kälte, und dann auch nur, um Feurung zu sparen, oder, da man keine Keller hat, um Gemüse und dergleichen gegen Frost zu schützen. Da wo man auf letzte beyde Beweggründe keine Rücksicht

zu nehmen braucht, wird die Stube nicht besucht.

Aber des Abends, wenn die Arbeit verrichtet ist, dann legt der Hauswirth ein großes Feuer an, und um dasselbe versammelt sich die ganze Familie, nebst Knechten, Mägden und Schäfern, und jezt stricket jedes seinen Strumpf, alles was im Hause ist, klein und groß, Herr und Frau, bey dem Scheine der hell lodernden Flamme des großen Feuers, ohne weiters Licht zu brennen. Wer noch etwas besonders untersucht, wozu mehr Licht erfordert wird, der zündet ein Kienstöckchen an, und löschet dieses nach dem Gebrauche wieder aus. Diese Gesellschaft nun ist munter und froh, wird noch sehr oft durch einen oder mehrere Nachbarn vermehret, und der Abend wird bis sehr spät in die Nacht mit Erzählen, Singen, auch wohl mit Scherz und Neckereyen hingebracht.

Selbst, wenn der Landmann des Sonntags und Feyertages in's Wirthshaus geht, ist er nicht leicht zu bewegen, in einer warmen Stube seinen Schnaps Brantwein, oder seine Kanne

Bier, zu trinken; nein! derjenige Wirth, welcher kein gutes Feuer hat, kann sichere Rechnung machen, seine Gäste nach und nach zu verlieren, und hätte er auch die schönsten warmen Zimmer.

Uebrigens sind die meisten Wohnungen ohne Schornsteine, ein Gebrauch, der vielleicht wesentliche Vortheile bey der hiesigen Bauart gewähret.

Sechszehnter Brief.

Das Leben unseres Landmannes ist immerwährende Arbeit und Thätigkeit. Ich will Ihnen hier eine kurze Tagesordnung desselben vorlegen.

Früh um vier, auch fünf Uhr, im Sommer früher, und im Winter auch wohl etwas später, stehet alles auf, und nun wird eine auch zwey Stunden gedroschen, woran alle diensttaugliche Personen Theil nehmen; dann wird das ausgedroschene Getraide gereinigt, und mit dem Stroh wird das Vieh durch die weiblichen Mitglieder gefüttert, welche jetzt auch melken,

und dergleichen Arbeiten verrichten; die männlichen Subjecte schneiden Häkkel, füttern die Pferde, u. dgl. spannen auch wohl an, und gehen auf das Feld, oder wo sie sonst ihr Beruf fodert. Gegen acht Uhr ist die Wirthin mit dem Frühstück in Ordnung, nämlich einer Milch- oder Breysuppe, aus Kocken: oder Buchweizenmehl in Milch gekocht, worin Brod gebrocket wird, und Pfannkuchen, letzter gewöhnlich von Buchweizenmehl. Nachdem dieses nun verzehret, geht jeder an seine Geschäfte und bestimmte Arbeit, und der Schäfer nimmt Mantel, Schüppe, und Strickzeug, füllet seine Brodtasche und Butterdose, und wandert nun mit seinen Schafen der Haide zu. Dieser bleibt meist den ganzen Tag aus. Aber die übrigen stellen sich ungefähr gegen ein Uhr wieder ein, um Mittag zu halten, und gehen gegen drey Uhr wieder zur Arbeit, bis Abend. Wer nichts anders thut, oder zu verrichten hat, der stricket doch an seinem Strumpf, und selbst die, die neben den Pferden, oder sonst über Feld gehen, stricken beständig.

Die Kost des Landmannes ist im eigentlichen Sinne Rauhfutter. Die Morgentafel habe ich oben schon beschrieben. Hiemit stimmt das Abendessen größtentheils überein. Des Mittags wird ein sogenanntes Gemüse, in hiesiger Sprache Möskén aufgetischt, meistens mit Speck, oder Schafffleisch. Dieses Gemüse, das aus Wurzeln, Rüben, Kohl, oder dergleichen Gartengewächsen, und Kartoffeln besteht, wird in einer großen Menge Wasser gekocht, welches Wasser aber nicht abgegossen, oder abgekocht, wird, sondern, wenn der Topf bald gar gekocht ist, wird Mehl oder Habergrütze darein gerührt, um dem Ganzen mehr Bindung zu geben, und dann alles zum Mittag aufgetischt. Bey allen dreyen Mahlzeiten aber wird eine große Menge Brod, theils so aus der Hand, theils eingebrockt, gegessen.

In den Zwischenzeiten kann überhaupt jeder Brod und Butterbrod nach Belieben sich holen, oder auch mitnehmen; gewöhnlich wird die Butter sehr dick auf das Brod gestrichen.

Ausländische Getränke, ich meine Thee und Kaffee, werden meist in allen Bauernhäusern,

aber nur von dem Wirthe und der Frau getrunken, das übrige Hausgesinde trinkt abgerahmte Milch, Buttermilch, oder Wasser, und in der Akerzeit Bier. Brantwein trinkt der Hauswirth nur allein, meistens ein bis zwey Schluck. Aber des Sonntages, vor und nach dem Gottesdienste, dann nimmt jeder einen Schluck, in den der Kirche am nächsten gelegenen Schenken, und diese Tage nimmt mancher ehrbare Hauswirth auch wohl so viel dieses Segens zu sich, daß er nur mit Mühe seine Wohnung erreicht.

Die Kleidung ist täglich bey der Arbeit schlecht und recht, oft schmutzig; aber an Sonn- und Feyertagen wirklich kostbar, bey den Männern vom feinsten Tuche; ehedem war feines Tuch auch eine Zierde der Weiber und Mädchen, jetzt aber sind es meistens glänzende Flitter, die viel kosten, und doch ohne Werth und Dauer sind.

Siebzehnter Brief.

Getraidebau, Schaf- und Bienenzucht, und vorzüglich Strumpffstricken,

sind in unsern Amte für den Landmann, und theils auch für den Bürger, die wichtigsten Nahrungsquellen, und, so zu sagen, alles, worauf der Wohlstand beruhet.

Wenn die Gegend nicht so offen, nicht so ganz jedem Winde und Wetter ohne allen Schutz Preis gegeben wäre: Welch eine reiche unerschöpfliche Kornkammer würde das Amt seyn! Schon jetzt bey allen ungünstigen Umständen dieser Lage, bey allen Fehlern, die der Landmann macht, in Bearbeitung und Düngung seiner Aecker, und bey allem Mangel eines ordentlichen angemessenen Viehstandes, und dergleichen, wie reich sind nicht oft die Aernten! Welche beträchtliche Menge Korn geht nicht ins Ausland, und wie sehr könnte die innere Consumption dieses Artikels nicht vermindert, wie viele jetzt wüst und öde liegende Hälden könnten urbar gemacht, wie viele Brüche und Moore zu guten Wiesen umgeschaffen werden, wodurch der Viehstand vermehrt, und folglich der Acker verbessert und vergrößert würde! Was könnte nicht noch ein beträchtliches mehr an Getraide auf dem vortrefflichen Boden gewonnen werden,

da wir jetzt schon so großen Ueberfluß haben? Und wenn nun vollends die sandigern Landstriche mit Holz besetzt würden: dann wären die Kornfelder nicht mehr so offen jedem Wind und Wetter Preis gegeben, sie würden nicht so leicht von den Nachtfrosten leiden, die uns so manches schlechte Jahr bringen.

Wichtig ist ebenfalls die Schafzucht des Amts. Nach einer von mir gemachten ungefähren Berechnung, glaube ich wenig anzunehmen, wenn ich die Anzahl dieser nützlichen Thiere im Amte Kloppenburg zu 60,000 Stück berechne. Wahrscheinlich ist die Zahl größer. Man nehme ferner an, daß jedes Schaf jährlich zwey Pfund Wolle gebe, welches 120,000 Pfund beträgt, und rechne jedes Pfund zu 18 Grote; so bringt dieses jährlich einen baaren Gewinn von 30,000 Rthlr. Dieser Gewinn wird noch besonders dadurch wichtig, daß alle diese Wolle im Amte selbst verarbeitet wird, wie ich weiterhin zeigen werde. Nun berechnen Sie, daß meist alle Landleute zu ihrer Consumption fast nichts als Schafe schlachten, und wie viele Hunderte dieser Thiere in den Städ:

ten jährlich im Sommer geschlachtet und verkauft werden. Dann nehmen Sie ferner den großen nicht zu berechnenden Werth des Schafdüngers, als welcher unter allen Düngungsarten vielleicht der beste zum Getraidebau ist; ferner die Menge Schafhäute, und was daran verdienet wird, indem diese fast alle durch die hiesigen Weißgärber bereitet, und verarbeitet werden.

Auch die Bienenzucht ist ein sehr wichtiger Erwerbzweig für manche Gegenden unsers Vaterlandes, eine Nebenarbeit unserer Landleute, die oftmals, wenn die Jahre etwas gut sind, einige tausend Thaler in's Amt bringen für Honig und Wachs.

Noch wichtiger ist die allgemeine Strumpfstrickerey, ein Erwerbzweig, der große Summen einbringt, wovon Tausende beynahе allein leben. Oben berechnete 120,000 Pfund Wolle nicht allein, sondern einige tausend Pfunde auswärtiger Wolle, werden hierin verarbeitet und so veredelt.

Wir wollen hier nur vorerst bey der einheimischen Wolle stehen bleiben, und annehmen, daß jedes Pfund Wolle, groß und klein durch:

einander gerechnet, zwey Paar Strümpfe liefern soll; wenn wir nur für jedes Paar vier Grote Stricklohn rechnen, so giebt dieses schon eine reine Summe von 13333 Rthlr. 24 Grote jährlichen Gewinnes, wozu nun noch die viele auswärtige Wolle berechnet werden müßte.

Noch mehr! Hunderte sogenannter Strumpft Träger gehen täglich von Haus zu Haus, diese Waare einzukaufen, und solche demnächst wieder an Andere, oder selbst im Auslande zu verkaufen. Wir wollen nur 100 solcher Einkäufer annehmen, eine gewiß zu geringe Zahl, und jeden jährlich zu 100 Thalern Verdienst rechnen, so giebt dies wieder an reinen Gewinn die Summe von 10,000 Rthlr.

Alles dieses sind nur Berechnungen im Pausch und Bogen, und keinesweges genau, oder richtig, obgleich sicher nicht zu groß, eher zu geringe. Nun nehmen Sie noch dazu, daß viele Wolle und Strümpfe hier gleich gefärbt werden, und so die Färber auch noch daran verdienen.

Eine Anstalt, diese Manufactur zur Vollkommenheit zu bringen, und der Waare meh-

ren und bessern Absatz zu verschaffen, fehlet ganz, ich meine eine oder mehre Walkmühlen; diese würden einen sehr wesentlichen Nutzen stiften.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß tausende der hiesigen Einwohner sich mit Strumpffstricken ernähren, und hier ist der Ort, Ihnen dieses näher zu zeigen. Der hiesige Feuermann hat eine Hütte, die er bewohnet, mit einem Garten und etwa 6, 8, oder 10 Scheffel Saat-Ackerland; dies giebt ihm Brodkorn und Gemüse, oft auch nicht. Alle die Zeit, die er, seine Frau, und Kinder, hierauf nicht verwenden, ist jeder im Hause mit Strumpffstricken beschäftigt, und von diesem Verdienst bestreitet er alle seine übrige Bedürfnisse, und die Zahl dieser Menschenklasse ist groß, beträgt vielleicht die Hälfte der Einwohner des Amtes.

Wützehnter Brief.

Wenn ein Reisender aus besser cultivirten Erdstrichen in dieser Gegend umherreiset, so weiß er nicht genug seine Verwunderung an den

Tag zu bringen, über die weite wüste und öde Gegend, und er schimpft und schmälet so lange, bis er wieder aus dem Lande ist. Ist dieser Reisende ein Schriftsteller, so wird alles sofort gedruckt, damit ja alle Welt erfahre, wie öde und wüst alles bey uns darnieder liege. Ist es ein Cameralist, so macht dieser öffentlich, oder heimlich, Glossen über die Regierung, oder die Einwohner. Wir aber, lieber Freund, wollen diese so verrufene Wüsten etwas näher betrachten, und dann sehen, wozu sie nützen, oder welchen Schaden sie bringen.

Wahr ist es, und es muß einem Fremden sehr auffallen, daß es Haiden hier giebt, die Meilen lang und breit ohne Cultur da liegen. Allein sind denn diese Haiden wirklich so ohne allen Nutzen? Ich glaube Ihnen in meinem vorigen Briefe gezeigt zu haben, daß dieses nicht allerdings wahr sey, daß diese Wüsten, diese Steppen, wie sie Hoche nennt, eben diese Steppen jährlich einige tausend Thaler reinen baaren Gewinn bringen. Dies kann wahr seyn, werden Sie sagen; allein wo Menschen wohnen und leben können, da sollte doch billig das Schaf

oder die Biene weichen! Gut! aber wir wollen auch diesen Satz, der an sich wahr ist, in Rücksicht unseres Amtes etwas näher beleuchten.

Wer unser Amt auf einmal so mit Neubauern besetzte, daß jeder jetzt wüste Flecken nutzbar gemacht, oder benutzt würde, und diese Colonisten aus unsern eigenen, oder den benachbarten, Einwohnern wählte, der würde zuverlässig in wenig Jahren eine gänzliche Armuth, so wohl der alten Einwohner, als der neuen Anbauer, zuwege bringen.

Dieser Satz, lieber Freund, wird Ihnen paradox scheinen; allein das gesagte ist die lautere Wahrheit, eine Wahrheit, die der Erfolg ganz gewiß bestätigen würde.

Damit will ich aber keinesweges den Anbau und die Cultur der Haiden widerrathen. Nein! es ist wohl Niemand, der den Nutzen desselben deutlicher einsiehet, der denselben eifriger wünschet, als ich; nur glaube ich, daß derselbe einige wichtige Vorbereitungen erfordert. Auch will ich nicht sagen, daß jetzt gar nicht angebauet werden dürfe; nein, es giebt Gegenden genug, wo auch jetzt schon eine große Menge Neubauer

hin gesetzt werden können, und wo eine solche Anlage von sehr vielem Nutzen seyn würde. Dies zur Einleitung des folgenden.

Wo Menschen wohnen, oder sich ernähren können, da muß Schaf und Biene weichen, sagte ich oben; ich will hinzusetzen: da müssen alle Thiere weichen. Ich nehme dieses als wahre Sätze an.

Aber, wo Menschen sind, oder sich anbauen, da müssen diese auch leben, und hinreichend so viel erwerben können, als zu ihrem Lebensunterhalt erfordert wird. Dies ist ebenfalls ein wahrer und unbestrittener Satz.

Die jetzige Art in unserem Amte den Ackerbau zu treiben, erfordert durchaus eine große Strecke Haide; denn der Landmann muß eine mehr oder weniger große Menge Schafe halten, um Dünger zu haben; er muß auch Plaggen haben, womit er seinen Dünger vermischt, und womit er den Schafen streuet; und dieses alles muß so lange Statt haben, bis er hinlänglich durch Lehre und Erfahrung eine besser eingerichtete Landwirthschaft zu führen gelernt hat. So lange, bis er es versteht, seinen Viehstand

zu vermehren, bis er es versteht, seiner Schafe zu entbehren, oder solche ohne Heiden ernähren kann; bis er mehr künstliche Wiesen hat; endlich bis er seinen Acker besser bearbeitet, oder bearbeiten lernet, alles dieses muß durchaus vorhergehen: dann erst kann der Anbau allgemein werden; dann erst können die alten Einwohner ohne Heide leben; dann erst können die Neubauer aufkommen, und ihres Lebens froh werden; dann! und nicht eher!

Die sichersten Mittel, diesen Endzweck zu erreichen, wären, meines Erachtens: Unterricht über die Landwirthschaft in den Schulen; oekonomische Institute; Theilung der Gemeinheiten, im allgemeinen, und, wo möglich, insbesondere; Niederlassung einiger Colonisten aus fremden Ländern, die den Ackerbau und die Landwirthschaft ganz vollständig zu führen verstehen; und endlich Verbindlichkeit der jungen Leute, die einst den Heerd der Aeltern zu besitzen wünschen: erst zwey oder drey Jahre in einer Landwirthschaft, die nach anerkannt guten Grundsätzen geföhret wird, gedienet zu haben. Das letzte wäre wohl am ersten und leichtesten auf

Hoffhörigen und gutscherrlichen Erben auszuführen.

X.

Zusatz des Herausgebers.

Die neueste Charte vom ehemaligen Niederstift Münster, enthaltend die Kemter Bechta, Kloppenburg und Meppen, ist im Jahr 1796, von dem K. Großbrit. Churf. Braunsch. Lüneb. Ingeniör: Lieutenant Hr. Wilkens herausgegeben.

II.

Einige Züge, welche den Charakter des Zeveraners, zunächst des auf dem Lande, eigen sind.

Es könnte zwar sonderbar klingen, über die Eigenheiten, oder, wenn man das höhertönende Wort hier brauchen darf, über den Nationalcharacter eines Völkchens etwas sagen zu wollen, welches aus mehr als Einer Ursache eines unterscheidenden Characters unfähig zu seyn scheint.

21 Bds. 16 St.

4

Der Umfang unsers Landes ist so klein, daß schon deswegen bey den Bewohnern desselben eine eigne Geistesstimmung schwerlich scheint angenommen werden zu dürfen; es sind die Berührungspuncte zwischen den Bewohnern auch der innern Gemeinen unsers Landes und unsern Ostfriesischen und Oldenburgischen Nachbarn so viel und mannichfaltig, daß auch dies, dem Anschein nach, eine gänzliche Zusammenschmelzung des Jeverländischen Volksgeistes mit dem seiner Nachbarn bewürken müßte. Und — es könnte so gar zweifelhaft werden, ob es überhaupt ein eigentliches Jeverländisches Volk gebe? Noch immer dauert die große Familien- und Menschenwanderung fort, welche vor Jahrhunderten der Marsch die ersten Bewohner gab; aus der entferntern, höhern Geest drängt sich der Ueberfluß der Menschen in die der See näher liegende, und von dort in die Marsch selbst, welche — von jeher ein offnes Grab — Alle verschlang, die nach ihren Fleischöpfen und ihrer Milch lüstern waren. Denn nur wenige Generationen hindurch behaupten die Ankömmlinge ihr Vermögen und ihr Daseyn, dann verschwin-

den sie, durch Luxus verarmt oder durch größte Sterblichkeit ausgerieben; an ihre Stelle treten begierig neue Fremdlinge, und erfahren in kurzer Zeit ein ähnliches Schicksal. — Nicht weniger bedeutend ist die Rekrutirung im Einzelnen. Der Sohn des Jeverischen Landmanns, der bey der Erbtheilung sein Gut mit Schulden beschweren mußte, und doch den Wohlhabenden seiner Gemeinde es gern gleich thun will, sieht sich um nach blanken Thalern, die das zu befürchtende Deficit decken können; diese findet er bey den Töchtern unsrer sparsamen Ostfriesischen Seestnachbarn; er wirbt — freylich zunächst nur um das Geld, aber der Vater, geschmeichelt durch den ehrenvollen Antrag, glebt ihm das Mädchen, und mit demselben Ostfriesische Sitten und Denkart, in den Kauf. Auch in der Stadt ist diese unaufhörliche Rekrutirung unter Kaufleuten, Künstler und Handwerkern, und die Aufnahme auswärtiger Mädchen in unsre Ehen bemerkbar und wichtig genug, und schwerlich giebt es unter den 3 bis 4000 Familien Jeverlands Hundert, die in diesem Betracht die Ahnenprobe, auch nur drey bis vier Grade in auf:

steigender Linie aushalten können. — Diese fast alle Jahr nothwendig werdende Ausfüllung der Lücken, bringt allerdings auf die Vermuthung, daß in dem Geist und den Sitten unsers Volks sich nichts Eigenthümliches finden können; daß auf dem Lande Ostfriesische Denk- und Handlungsweise vorherrschen müsse, weil die Ostfriesischen Einkömmlinge längst die bey weitem größere Zahl der Einwohner ausmachen, und daß in der Stadt ein seltsames Gemisch von Ostfriesischen, Oldenburgischen, Obersächsischen und andern Sitten, als Eigenthümliche und Nationelle zurückhalten werde. Selbst wenn wir Anlage zu Eigenthümlichkeiten hätten, scheint diese sich doch nie entwickeln zu können; weil nie ein Zeitraum von einigen Jahren eintritt, wo wir, ohne Zufluß von außen, ein selbstständiges Volk ausmachen. — Ein noch größeres Hinderniß der Fixirung eines Nationalcharacters liegt in dem steten Wechsel der fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre, und in der daraus entstehenden Fluth und Ebbe des Wohlstandes unsrer Familien. Es ist den Severländischen, (so wie vielleicht allen) Bewohnern der Marsch nicht eigen, das Erwor-

bene zu erhalten, daher der wenige erbliche Reichthum in unserm Lande. Aber eben diese häufigen Uebergänge von der Wohlhabenheit zur Armuth, und umgekehrt, stellen unsre Landleute dem Schwanken des Characters bloß, und erzeugen oft schnell nacheinander die ganz entgegengesetzte Denk- und Handlungsart, welche die beyden Extreme des Ueberflusses und der Dürftigkeit mit sich führen.

Indessen trotz dieser anscheinenden Unmöglich-
 möglichkeit a priori kann man bey einiger Auf-
 merksamkeit sich doch leicht überzeugen, daß al-
 lerdings der Jeveraner manche eigenthümliche
 Züge habe; — daß es theils gewisse Grundsätze,
 Neigungen und Gewohnheiten gebe, welche bey
 unsern Landleuten allgemein herrschen, und daß
 theils, so wie man den Jeverischen Landmann,
 er wohne in der Marsch oder auf der Geest, er
 sey Bauer oder Häusling, verheurathet oder le-
 dig, auf den ersten Blick von dem ihm an
 Wohnort und Stande gleichen Oldenburger und
 Ostfriesen unterscheidet, auch im Innern unsrer
 Landleute sich etwas Eigenthümliches und Unter-
 scheidendes finden müsse, woraus jene Abken-

nungszeichen in Kleidung, Gang, Manieren und Sprache hervorgehen.

Hier ist ein Versuch, die hervorstechendsten dieser gemeinschaftlichen und unterscheidenden Züge zu sammeln. Ich hoffe, daß er für die Leser der Old. Zeitschrift nicht ohne alles Interesse seyn werde; wenigstens bin ich mir dessen bewußt, daß Wahrheitsliebe mich leitete.

I. Der erste allgemeine, und meiner Meinung nach in dem Character unsers Volks hervorstechende Zug ist Selbstgefühl, Bewußtseyn unserer Freyheit und der Rechte, die wir als Menschen haben. Wir haben dies Selbstgefühl vielleicht mit allen wohlhabenden, ungedrückten Völkern gemein, aber es scheint doch in diesen Gegenden vorzüglich einheimisch. Die beyden Völkerstämme, welche vorzeiten hier wohnten, sind wegen ihres Freyheitsfinnes berühmt; er zeigte sich bey den Friesen so gar in ihren Bewillkommungen und Formeln bey dem Zutrinken, und die Sachsen, die Feinde jeder Abhängigkeit und Einschränkung, wäre es auch nur der Einschränkung in Städte — beugten sich erst nach oft wiederholten, blutigen Kämpfen unter

die Gesetze des großen Fränkischen Königs. Sie vererbten ihren Freyheits Sinn auf ihre Nachkommen jenseit des Meeres: wie sollte er nicht ihren Nachkommen im Vaterlande eigenthümlich geblieben seyn? — Und dieser Sinn ist jetzt ein Eigenthum des ganzen Volks geworden. Was in den vorigen Zeiten nur der Freye, (nach jetzigem Sprachgebrauch der Adliche und Eigenthümer von Landgütern,) sich sagte: ich bin ein freyer Mensch! das fühlt nun jedes Mitglied unsrer bürgerlichen Gesellschaft. Seitdem durch einen wohlthätigen Zusammenfluß vieler Umstände die Familien des hiesigen Adels allmählig verarmten und ausstarben; seitdem die Hand- und Frohndienste, welche sie, und hernach die Landesherrn, als Erben derselben, von ihren Grundheuerleuten forderten, in Geldprästationen verwandelt wurden, und die kleinen Leute sich durch Fleiß und Sparsamkeit emporarbeiteten, gieng das Gefühl der Freyheit und das Bewußtseyn ihrer Menschenwürde auf alle Classen, auf den Heuermann, wie auf den Arbeiter und Knecht über. Und zum Preise unsrer Landesherrn sey es gesagt! sie haben durch ihr Regentenbetragen,

und durch die väterliche Rücksicht, welche sie auf jede gegründete Vorstellung der Unterthanen nahmen, diesen Sinn noch mehr zum Sinn des Volks erhoben. — Dieser Sinn zeigt sich deutlich genug: — durch freyes Raisonniren über Herrschaftliche Verordnungen und Anstalten, welche, gleich den Handlungen unsrer Mitbürger, von Jedem, nach Maaßgabe seiner Einsichten, beurtheilt, oder — bekannegießert werden; durch Geringschätzung und Haß gegen Alle, welche bloß durch die Vorrechte ihrer Geburt glänzen und herrschen wollen; durch den kühnen Troß auf unsere Gerechtsame und auf die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz; und durch die ängstliche Eifersucht auf unsere Nationalrechte, die in jeder Neuerung Gefahr sieht, die jeden Mißbrauch und jede eingerissene Unordnung gern und laut rügt, und alle Mittel zur Abstellung derselben aufsucht. Dies Selbstgefühl macht den Severaner widersetzlich gegen jede bloße Auctorität. Er war nie für Blendwerke, auch nicht für fromme: daher konnte der geistliche Stand hier nie zu der Herrschaft oder zu den Reichthümern gelangen, die er in andern Gegenden

zu erwerben wußte. Die alten Friesen duldeten schon keine unbeweibte Priester; unsre Kirchen, Pfarren und Armencaffen sind nicht überschwänglich dotirt; und — was ist noch jetzt unsern Landleuten gewöhnlicher und süßer, als das Kritisiren der Handlungs- und Denkart ihrer Prediger! Wie klein ist unser Ansehen, in so fern es vom schwarzen Rock und dem Titel abhängt, in Vergleichung mit dem Heiligenschein, der in andern, weniger freyen Ländern, den ehrwürdigen Herrn in den Augen seiner Pfarrkinder umleuchtet! Hier sieht man nicht auf Mantel und Kragen, der Mensch wird aus dem schwarzen Rocke herausgeschält, und weniger nach seinen äußern Talenten, als nach seinem moralischen Werth geehrt oder verachtet. — Auch in den häuslichen Verhältnissen äußert sich das Gefühl des Menschenwerths und die Anerkennung dieses Werths in Andern. Daher unser Spruchwort: Der das Brod hat, (der dienende) ist eben so gut, als der es giebt; daher die bessere Behandlung unsrer Dienstboten auf dem Lande, die mit dem Hauswirth an Einem Tische, und aus einem Kochtopfe essen, und

überhaupt der Herrschaft viel näher stehen; und von ihr viel menschlicher gehalten und behandelt werden, als an andern Orten geschieht.

Freylich dürfen wir nicht vergessen, daß dies edle Bewußtseyn oft irre geleitet werde, und daß es, statt zur Humanität zu führen, den Ungebildeten und Unverständigen nicht selten zu traurigen, — oder auch belachenswürdigen — Aeußerungen des gröbern Egotismus verleite. Es war nicht löblich, daß die neuen Gesangbücher solchen Sturm erregten: doch wie viel läßt sich hier zur Entschuldigung der Zeveraner sagen! Nach den Bemerkungen, die ich damals anzustellen Gelegenheit hatte, waren die stürmenden Brauseköpfe und zum Theil auch die Wortführer nicht geborne Zeveraner. Nur die Gränzgemeinen waren in Bewegung; in Nüstringen, und im nordöstlichen Theil von Wangerland, wo man hauptsächlich die Eingebornen zu suchen hat, herrschte Ruhe und Zufriedenheit mit dem Gesangbuch; und es gereichte doch dem Geiste des Volks zur Ehre, daß zuletzt die neuen Gesangbücher freywillig durch die Mehrheit der Stimmen eingeführt wurden. — Es ist nicht

lößlich, daß hie und da von frequenten Hochzeit-
 ten und Leichenbegängnissen ein Gast mit bluti-
 gem Kopfe und blauen Flecken heimkehrt: aber
 diese uralten Unordnungen werden auffallend selte-
 ner, und selbst in den jetzigen wohlhabenden
 Zeiten zeigt der Geist des Volks fortdauernd eine
 mildere menschlichere Stimmung. — Es ist nicht
 löblich, daß manche Dienstboten, trotzig und
 voll Eigendünkels ihr natürliches Verhältniß ge-
 gen den Hausherrn umkehren wollen; aber an
 der Einrichtung unsrer Schulen und unsrer öf-
 fentlichen Erziehung überhaupt lag wohl zum
 Theil die Schuld, daß die plötzlich eintre-
 tenden guten Zeiten, verbunden mit dem eben
 so schnell sich zeigenden Mangel an Dienstboten
 die Begriffe der Dienenden von ihrer Wichtig-
 keit erhöhten. Und wie wenig einheimische Dienst-
 boten haben wir! — Am wenigsten zu entschul-
 digen, und ein trauriger Beweis des Hinnei-
 gens zum Aristocratismus scheint mir die in den
 Zeiten der hohen Getraldepreise gemachte dop-
 pelte Erfahrung, daß mancher Hausmann sich
 weigerte, dem verlegenen Häusling für Geld
 einen einzelnen Scheffel Getraide zu überlassen,

weil er nur für Gold verkaufen wollte; und daß die Hausleute es waren, welche mit ihren Lande noch nicht zufrieden, jedes einzelne zum Vermiethen ausgetobene Landstück für einen hohen Preis mietheten, und den Häusling, der aus begreiflichen Ursachen so viel nicht geben konnte; dadurch zur Verminderung seines Viehstandes und also zur Einschränkung seiner Erwerbzweige zwangen. Die in den vorigen Zeiten herrschend gewesene Proceßsucht scheint sehr abgenommen zu haben.

2. Ein zweyter Zug in den Character unsers Volks ist, meiner Meinung nach, Offenheit, Arglosigkeit und Redlichkeit. Im Gefühl seines Werths hält der Jeveraner, (vorzüglich der Wangerländer), es nicht der Mühe werth, sich zu verstellen, und weil Schmeicheln, Kriechen, und das: verba mentita loqui ihm nie nothwendig gemacht wurden, so kann er auch nichts verstecken. Er hat sein Herz auf der Zunge, er trägt seine Fehler, seinen Troß, seine Nachsicht, seine Unmäßigkeit zur Schau, und ist auch da, wo er heimlich handeln will, dem psiffigen und geübten Menschenkenner leicht

zu durchschauen. Nur das hat er mit allen ungebildeten Landleuten aller Gegenden gemein, daß er gegen seine Obrigkeit mißtrauisch ist, weil er bey ihr immer Vergrößerungs- oder Bedrückungsabsichten vermuthet. — Offenherzigkeit macht arglos, denn nur der, welcher selbst zu horchen pflegt, sucht den Andern hinter der Thür; und daher ist der Feveraner für jeden Verschmitzten leicht zu überlisten. Und redlich und ehrlich scheint mir unser Volk im Ganzen auch zu seyn; Diebstähle sind selten, so sehr auch die Kleinheit des Landes, die Leichtigkeit, Abnehmer der gestohlenen Waaren zu finden, und jetzt die hohen Preise aller Lebensbedürfnisse, nebst dem Mangel an Religiosität zu Unredlichkeiten aufmuntern: es gab hier, so weit die Tradition geht, nur Eine einheimische Diebesbande. — — Doch ist auch hier Schatten. Mancher Häusling trägt kein Bedenken, dem reichen Bauer einige gemästete Gänse zu entwenden, weil seine Frau den Winterkohl auch gerne fetten will; und kann der Arbeiter das Auge seines Herrn täuschen, so eignet er sich wohl heimlich etwas von dem Ueberflusse des:

selben zu, um so lieber, wenn der Hausherr geitig ist, und dabey scharfsichtig und allgegenwärtig zu seyn wähnt. Der Mäsker entschuldigt sich selbst durch den Gedanken an den Reichthum des Bestohlenen, der den kleinen Verlust nicht merken könne: "was ohne Schaden geschieht," meint er, "geschieht auch ohne Sünde." Er sorgt nur dafür, daß seine kleinen Getraide: Butter: und Fleischdiebereyen unbemerkt bleiben, und freut sich dann ohne Gewissensunruhe des heimlich Erworbenen; denn auch hier schützt ihn ja ein Sprüchwort: "Was das Auge nicht sieht, kränkt das Herz nicht." — Herrschend ist unter uns

3. Phlegma. Schon unsre Luft, unser Boden, unsre Speisen, und vor allen die Leichtigkeit, die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens sich hier zu erwerben, lassen es vermuthen, daß ähnliche Ursachen auch bey uns ähnliche Wirkungen hervorbringen werden. Und unser Phlegma offenbart sich deutlich genug. Unsre Aussprache ist langsam, unser Ton ist, verglichen mit dem der Oldenburger, Bremer, Sachsen ic. breit und schleppend. Unsre Zusammenkünfte im

Wirthshäusern, auf Hochzeiten u. s. w. sind, (wenigstens im Anfang) still und eintönig; die Bewegung der Anwesenden sind nichts weniger, als schnell und lebhaft; nur ein periodisches, schallendes Lachen belohnt den Bonmotisten, den jede Gesellschaft hat; und das Gespräch fließt dann bis zur nächsten Lacherplosion ruhig fort, bis allmählig der flüssige Geist — also eine Einwirkung von außen — die Köpfe exaltirt, den Umlauf des Bluts beschleunigt, die Ideen anhäuft und die Zungen beflügelt. — Auch die Langsamkeit unsrer Arbeiter auf dem Felde, in den Gärten, und namentlich beym Hausbau, ist ein Beweis des hier einheimischen Phlegma. Sie mitteln es bald aus, wie viel ein Mann, der stets beschäftigt zu seyn scheinen muß, ohne ungebührliche Anstrengung in einem Tage ausrichten könne, und es ist gewiß interessant, zu bemerken, wie sie nach dieser Berechnung ihrer sämmtlichen Bewegungen, ihr Ausklopfen und Anzünden der Pfeife, ihre Arbeiten und ihr Ruhen, ja so gar ihre Schritte einrichten. Nur dann, wenn ihre Arbeiten nach Maaßgabe ihres Fleißes bezahlt werden, strengen sie ihre Kräfte

an, und sie, und mit ihnen der Hauswirth, finden es natürlich und ganz in der Ordnung, wenn ein Arbeiter in solchen Fällen doppelten Verdienst hat, d. h. wenn er noch einmal so viel thut, als er für Taglohn gethan hätte. (Es liegt darin zugleich ein ehrenvoller Beweis, daß unsre Arbeiter als Menschen angesehen werden, die man nicht übermäßig anstrengen muß: "man muß leben und leben lassen.") Unsre Landleute verdienen ferner schwerlich das Lob eigener Erfindsamkeit; selbst in unsern Zeiten giebt es gewiß nur Wenige, die durch eignes Nachdenken auf neue ökonomische Versuche geleitet werden; und noch kleiner ist die Zahl derer, die solche Versuche anstellen, und wenn sie nicht zum ersten Male gelingen, mit neuer Vorsicht und nach besserer Ueberlegung wiederholen. Mehr ist es eine Eigenthümlichkeit unsers Volks, solche Versuche sich von Andern vormachen zu lassen, und dann es gelassen abzuwarten, daß durch mehrere Wiederholungen sich der Nutzen solcher Versuche bewähre, und die rechte Verfahrensart deutlich zeige. So unendlich sich auch in den letzten zehn bis funfzehn Jahren unser

Landbau in allem Betracht vervollkommnet hat, so glaube ich doch, daß wir bey weitem die mehrsten Methoden und Handgriffe von den Ostfriesen und Holländern lernten, und daß uns nur der Ruhm gebührt, diese bessere Verfahrensarten auf unser Land übertragen, höchstens sie nach der Verschiedenheit unsers Bodens etwas abgeändert zu haben. — Die traurigste Aeußerung unsers Nationalphlegma ist aber wohl gewiß der Mangel an Industrie und Thätigkeit in den Häusern eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Häuslinge und armen Stadter. Der Mann schränkt sich auf die hier eingeführten Arbeiten für das männliche Geschlecht ein; wenn diese geendigt sind, oder wegsfallen, so ruht er, nach altdeutscher Sitte, am Feuer oder Ofen, als wäre jede andre Beschäftigung seiner unwerth; selbst das Nachdenken über neue Erwerbzweige, und die Erlernung der dazu nöthigen Handgriffe sind ihm zu lästig. Die Frau, die nur durch regen Fleiß und überlegsame Thätigkeit den schmalen Verdienst des Mannes erhöhen kann, und deren Wirthschaftlichkeit zum Gedeihen des Hauswesens

schlechterdings unentbehrlich ist, erwartet Alles von ihrem Manne, sie möchte so gerne nur Thee trinken, mit ihren Kindern spielen, und ihren Nachbarn den Säugling zeigen, wie er so schön wächst und so klug ist! Darüber wird ihr Spinnrad staubig, die Nadel verrostet, der Zwirn verliert sich: die Kinder trinken Thee, gehen müßig und zerrissen umher, und lernen Grobheiten sagen: alles nach dem Exempel der Aeltern. Daß in solchen Häusern der Wohlstand abnimmt, daß Ordnung und Reinlichkeit verschwinden, daß Gefühllosigkeit und Stumpfheit gegen die Bequemlichkeiten des Lebens, (nur nicht gegen die Wünsche des lusternen Gau- mens) sich der Unglücklichen bemächtigen, ist natürlich. Die Familie, — die sich gut hätte nähren können, deren Mitglieder Alle Wohlleben wünschen, und in dem Betragen ihrer bessern Nachbarn die Mittel dazu vor Augen sehen — verarmt völlig, weil sie zum Fleiß, zur Reinlichkeit und zur Ordnung sich aus Phlegma nicht erheben konnte.

4. Ehrenvoller ist für den Severaner seine Fähigkeit und seine Neigung zur Cul-

tur des Geistes. — Die Fruchtbarkeit und die glückliche Verfassung unsers Landes bewähren auch hier ihren wohlthätigen Einfluß. Anhaltende Armuth lähmt den Geist, und bürgerliche Unterdrückung erzeugt allmählig einen slavischen Sinn, der jede Energie, und jedes Emporstreben hindert, und gewöhnt den Geist des Menschen in eben dem Maaß an Beschränktheit und Fesseln, in welchem er nach seinen äußern Verhältnissen beschränkt und abhängig ist. Hier, wo zwar Wechsel des Wohlstandes, aber nicht anhaltende Armuth sich findet; hier, wo Willkühr und Tyranny aus allen Ständen, verbannt sind, hier haben die körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen freyen Spielraum. Es entwickelt sich bey dem Severaner, welcher ohne Aengstlichkeit über Alles urtheilt, gesunder Menschenverstand; er hat eine ziemlich richtige Ansicht der Dinge, und nimmt nicht gern auf Treu und Glauben etwas als wahr an, wenn ihm der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu fehlen scheint. Aus diesem Grunde haben wir in unserm Lande, und namentlich in der Marsch, weit weniger Aberglauben, als in andern Län-

dern; er ist, nach meinen Erfahrungen, hier nur bey den niedern Ständen auf der Geest, (besonders bey dem weiblichen Geschlecht,) einheimisch; und auch dies nur im geringen Grade. Aber durch den stets zu uns fließenden Menschenstrom wird alljährlich aus der Nähe und Ferne eine sehr große Menge abergläubischer Meinungen und Handlungsarten eingeführt, und diese sollten, nach der Billigkeit, nicht auf unsere Rechnung gesetzt werden, weil sie, als importirte, fremde Producte nicht zu den Erzeugnissen unsers Landes gehören. Dies Unkraut verliert sich vielmehr auf unserm vaterländischen Boden, denn den Jeveraner verlangt nach Kenntnissen. So bald er von Nahrungsorgen frey ist, erweitert er seinen Gesichtskreis, und mag gern Alles wissen. Geld und Gut machen unser Volk im Ganzen nicht geizig oder habgierig, sondern, wenn der Mangel verschwindet, so fühlen wir unsere höhere Kräfte, und suchen sie auszubilden. Daher ist in den Zeiten des Wohlstandes Liebe zur Lectüre durch das ganze Land verbreitet, und auch jetzt findet man in den Häusern der Landleute nicht selten Bücher

aus unsern Lesebibliotheken. Dies gilt, zum Beweise, daß es bey unserm Volk allgemein sey, vorzüglich von den alten und reinen Jeverischen Gemeinen, von Neuende, Heppens, Sande und Minsen, so gar von den Wohlhabendern in den Geestgemeinen Schortens und Cleverns. — Zunächst sucht der Jeveraner für dieß Bedürfniß seines Geistes Befriedigung im Rechnen, und es ist eine unzweifelhafte Erfahrung, daß es dem Schulmeister, wenn er selbst Lust zum Rechnen und Fähigkeit zum Unterrichten hat, in keiner Gemeinde an wißbegierigen Schülern fehle, die ihm selbst in die höhere Rechnungsarten mit Freuden folgen. — Am auffallendsten zeigt sich aber die Anlage und Neigung des Jeveraners zur Cultur in der größern Civilisation unsrer Landleute. Wir sind unstreitig weniger grob und trotzig, weniger dumm und roh, als andre Zweige des Friesischen Stamms; selbst unsre eingeborne Häuslinge fühlen das Bedürfniß, wenigstens äußerlich einen Anstrich von Gesittetheit in ihren Worten und ihrem Betragen anzunehmen, und die wohlhabenden Landleute möchten sich gern durch Feinheit aus-

zeichnen. Sie fühlen ihre Verpflichtung, einem Jeden, wie sie das nennen, seine Ehre und seinen Respect zu geben, sie tadeln Grobheit und Trotz an Andern; und wenn sie auch im Umgange mit den gebildeteren Ständen zu Zeiten durch ihr Benehmen und ihren Ausdruck anstoßen, so ist doch ihre Absicht gut, und ihr Bestreben lobenswerth. —

Diese Anlage zur Cultur des Geistes und zur Civilisation steht in genauer Verbindung
 5. mit dem Hange des Jeveraners zum Wohlleben und zum sinnlichen Genuß. So bald unser Volk die Sorgen abgeworfen hat, wünscht es Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens. Dem nicht ganz armen Häusling ist hier Manches ein Bedürfnis, was in andern Gegenden von den niedern Ständen als Luxus angesehen wird. Jedermann hält hier eine Familie für äußerst arm, die kein gutes Federbette und keine Betttücher hat; und für die Bedürfnisse des Mundes sorgen die Häuslinge mit Vorliebe. Sie essen und trinken gut, Fleisch und Fett dürfen bey ihren häuslichen Mahlzeiten nicht fehlen, und auch diesen muß

noch ein Butterbrod, hier Sprüchwortswaise der Schlußpfropf genannt, folgen. Sind sie als Tagelöhner im Dienst Andern, so ist ihnen gutes Essen und Trinken so wichtig, daß sie nicht selten um dieses Artikels willen ihre Arbeiten aufgeben; und wer hätte nicht oft aus dem Jubelgeschrey und Tumult der Schnitter und Mäher sich überzeugt, wie sehr der Hauswirth diesem irdischen Sinn seiner Arbeiter nachzugeben gewöhnt sey! — Eben so, nur etwas verfeinerter, strebt der Hausmann nach Bequemlichkeit und Lebensgenuß. Wir sind nicht für die wohlfeilen Freuden der Natur, nicht für die stillen Vergnügungen frugaler Zusammenkünfte: wir haben gern Alles vollauf, und Genuß für alle Sinne, vorzüglich für das Auge und den Gaumen. Der Jeveraner, der froh seyn will, fragt nicht: wie theuer? je theurer, desto lieber, wenn er es nur jetzt bezahlen kann, oder Credit hat! Unsrer wohlhabende Landleute trinken, wenn sie zur Stadt kommen, nicht mehr, wie vorzeiten, Bier oder Kornbranntwein, (Genever,) sondern Wein, und lieber den theuren süßen, als den gewöhnlichen

Franzwein. In ihren Häusern lieben sie, wenigstens für den Saal, schöne Möbeln und Kupferstiche; sie glänzen gern mit hübschen muthigen Pferden, mit schönen Wagen und schimmerndem Geschirr; sie halten Gesellschaften, Bälle und Tanzclubbs, und, da das doch nicht alle Tage geschehen kann, so entschädigt sich der Mann durch tägliches Besuchen des Wirthshauses, wo neben der Deutschen Trunkliebe, (die jedoch jetzt sehr viel seltener, als ehemals zur Trunkenheit führt,) auch in einigen Gemeinen unsers Landes altdeutsche Spielsucht noch vor kurzem herrschte. Die Frau macht durch ihre kostbare Kleidungsstücke und durch ihre Puffsachen einen sehr großen Aufwand für sich und ihre Kinder, welchen der Ehemann doch nur dem kleinsten Theile nach kennen lernt. Leider überschreitet in einzelnen Familien diese Liebe zum Genuß die gehörigen Schranken. Durch die Bequemlichkeiten und vielfachen sinnlichen Genüsse, welche beyde Ehegatten im täglichen häuslichen Leben sich wünschen, werden ihre Bedürfnisse vermehrt; der Luxus führt zur Gemächlichkeit, Gemächlichkeit zur Arbeitsscheu, Ar-

beitscheu zur Langenweile, und Langeweile zu neuen Vergnügungsversuchen. Arbeitsamkeit und Häuslichkeit entfliehen; das Gesinde wird widerspenstig und unordentlich, die Kinder machen Schulden, der Mann trinkt und spielt, und die Frau, die noch retten könnte, wenn sie sich des Hauswesens ernstlich annähme, beschleunigt durch ihre Helfershelfer und Zwischenträgerinnen den Untergang: sie bewährt das alte Sprüchwort, "daß die Frau aus dem Fenster mehr hinauslangen kann, als der Mann in die große Scheunthür" einfährt." So lange das Geld, wie jetzt, stromweise in's Land fließt, bleibt der heimliche Schaden verdeckt, und der Luxus nimmt zu; so bald aber Mißwachs, oder Viehsterben eintreten, oder die Preise fallen, verarmt die Familie, und überläßt ihren Platz einer andern, die nach einigen Generationen eben so arm abtritt. — Vorzeiten war es nicht so: der Reichthum war erblicher. In den sogenannten Binnen-Gemeinen, (in der leichten Marsch, die zwischen der Geest und den Groden lieget,) ward vorher wenig Ackerbau getrieben. Man benutzte das Land zur Viehzucht,

und der jährliche Ertrag war freylich kleiner, aber sicherer *). Durch das Erste bewahrte er sich vor Luxus und täglichen Aufwand, und durch das das Letzte vor dem plötzlichen Verarmen. Aber seitdem die hohen Getraidepreise den Landmann zum Pflügen verleiteten, und den Empfang großer Summen ihm geläufig machten, verlor das Geld in seinen Augen den Werth, und der schnelle Ueberfluß reizte ihn, seinem natürlichen Hange zum Wohlleben sich zu überlassen, und die kostbaren Erzeugnisse des Auslandes sich zum täglichen Bedürfniß zu machen. In so fern könnte also hier der paradoxe Satz wahr seyn: "daß durch den Ackerbau das Land ärmer gemacht, d. h. der wahre dauernde Reichthum des Landes und seiner Bewohner gemindert sey."

*) Damals hatte also der Landmann keine Versuchung zum Luxus, und zum täglichen Aufwand, weil er nur wenig Geld einnahm; indessen war er eben durch seine eingeschränktere Lebensweise, und durch die Gewisheit und Stetigkeit seiner Einnahme, mehr vor dem Verarmen gesichert. Es war damals weniger Geld im Lande, aber mehr dauernder, gemäßigter Wohlstand.

6. Es ist endlich ein allgemeiner Zug in dem Charakter der Jeveraner, daß sie ihr Vaterland lieben. Bey den ungebildeten und niedern Ständen gründet sich diese Vorliebe theils auf ein dunkles Gefühl, daß sie es hier in Absicht auf die Verfassung des Landes gut haben, theils auf die in die Augen springende Erfahrung, daß unsre Einwohner gesitteter, humaner, dienstfertiger und geselliger sind, und weit bequemer und menschlicher leben, als die Ostfriesen in den Geestgegenden, aus welchen die Lücken unter unsern Landleuten recrutirt werden. Wenn der Ostfrieser sich hier ein paar Jahre eingewöhnt hat, so wünscht er, immer zu bleiben, und nur ungern kehrt er bey eintretender Nothwendigkeit in seine Heimath zurück; der Jeveraner hingegen, wenn ihn sein Schicksal über die Ostfriesische Gränze verschlug, ist unzufrieden, und sehnt sich nach dem Vaterlande. Unter den höhern und gebildeteren Ständen liebt der Einheimische das Land, weil es sein reicher, vaterländischer Boden ist, und weil er seine vortreffliche Lage, und seine glückliche Verfassung kennt; er liebt

das Volk, weil er bey demselben, ungeachtet mancher Fehler, doch in Vergleichung mit andern Völkern überwiegende Tugenden wahrnimmt, oder doch wahrzunehmen glaubt. Vorzügliche Nahrung fand unsre Vaterlandsliebe schon vor mehr als zwey Jahrhunderten in den Kämpfen unsrer Håuptlinge für ihre Unabhängigkeit, und eben so wird sie noch jetzt unterhalten und verstärkt durch die Geringschätzung, in welcher wir bey unsern Nachbarn zu stehen das Unglück haben. Jede Commüne, die in irgend einem Sinn des Wortes *ecclesia pressa* ist, oder zu seyn wähnt, schließt sich desto enger zusammen, nährt Gegensinn gegen Andere, und sucht mit vergrößernder Vorliebe ihre wahre oder vermeinte Vorzüge auf.

Diese unserm Volk eigenthümliche, oder bey demselben allgemein anzutreffende Züge, modificiren sich jedoch bey den verschiedenen Zweigen desselben verschiedentlich. Der Wangerländer nähert sich mehr den alten Friesen: er ist derbe, kraftvoll, kühn, daher offen, redlich, zuverlässig, aber auch muthwillig — selbst mit Kränkung Anderer — trotzig und wiperspenstig,

wenn seine Ueberzeugung dem "Sollen" widerspricht, eine sichere Stütze dem Freunde, aber ein erklärter, furchtbarer Gegner dem Feinde; in seinen Vergnügungen liebt er das Krauschende und Kostbare, und auch im täglichen Leben wünscht er sich Bequemlichkeit und vielfachen Genuß; er ist voll von inniger Anhänglichkeit an seine Landsleute, und von lebendigem Haß gegen Ausländer. Der Küstringer ist feiner, gesitteter, stiller, aber eben deswegen auch verschlossener, und mehr geneigt, Andre zu durchschauen, als sich von ihnen durchschauen zu lassen. Sein Haß ist weniger offen und laut, und seine Anhänglichkeit minder leidenschaftlich. Er interessirt sich mehr, als der Wangerländer, für Beschäftigung des Geistes durch Lectüre. — Der G e e s t b e w o h n e r endlich unterscheidet sich auch hier in Kleidung, Anstand, Denkart und Sitten sehr von den Bewohnern der Marsch. Diese werden durch die großen Summen, welche der Ackerbau ihnen einträgt, zum Uebermuth und Luxus verleitet, und, da sie in den oft eintretenden schlechten Jahren nicht geneigt sind, ihren Aufwand einzuschränken, so ist ihr Wohl-

stand und ihre bürgerliche Existenz größtentheils vorübergehend; es kann sich bey ihnen nicht so leicht ein ruhiger, bleibender Familiencharakter bilden. Auf der Geest ist Alles ganz anders. Ackerbau und Viehzucht sind hier bey weitem nicht so einträglich, als in der Marsch; die Einnahmen sind weniger groß, denn der Geestbauer verkauft mehr Scheffel, als Lastenweise; und das zwingt ihn zu einer einfachern, sparsamern Lebensart. Da aber zugleich seine Aussaat, so wie der Ertrag seines Viehstandes, wenigern Zufällen unterworfen ist, als die des Marschbewohners, so bleibt sich seine Einnahme alle Jahre ziemlich gleich; er wird dadurch vor dem Verarmen bewahrt, und kann sein Gut auf seinen Sohn vererben. Dieser wächst im väterlichen Hause, und gewöhnlich unter den Augen seiner — auf der Geest länger lebenden — Aeltern heran; er gewöhnt sich an die dort herrschende Simplizität, er wird häuslich, weil er bey seinen Aeltern Häuslichkeit sah, und von Jugend auf an Arbeiten und Aufmerksamseyn gewöhnt ward; er nimmt die Denkart seines Vaters, seine Vorliebe für das Alte, seine Ne-

ligtosität — auch wohl seinen Aberglauben — an, und so verweben sich auf der Geest, außer dem väterlichen Wohlstande, auch die Denkart, Sitten, Lebensart und Eigenheiten der Väter auf Kind und Kindeskind.

† †

III.

Die Schlacht bey Gadebusch, und die Todtengräberin. *)

“Nachdem wir bey Blankenese über die Elbe gegangen und 14 Tage bey Uetersen und Elms:

*) Anm. Aus einem etwas retuschirten Manuscript eines nahen Verwandten, des K. Dän. Artillerie-Officiers, Johann Carl von Klee, (geb. zu Altona 1691.) Sein Vater Carl Otto von Klee, starb als K. Dän. Major 1704. Der Sohn ward bey seinem Großvater, der Propst und Schloßprediger zu Bremervörde war, erzogen, und diente drey Jahre, 1709=1712. unter den Schweden, wo er die Artilleriekunst lernte. In der Belagerung von Stade 1712 war er bey

horn in sehr guten Quartieren gewesen waren, brachen wir auf, und marschirten nach Mecklenburg, wo wir eine halbe Meile von Gadebusch von der Mitte Nov. bis zum 20ten Dec. 1712 in alten abgenutzten Zelten, die keinen Pflock festhielten, campirten. In meinem Leben hat mich nicht so gefroren, als hier im Lager.

Am 20ten Dec. Morgens 1 Uhr gaben drey Canonenschüsse das Signal zum Marsch. Wir brachen auf, und gegen acht Uhr war die Armee auf dem Wahlplatze, wo dann die Einrichtung zum Schlagen gemacht ward. Unsere Feldstücke mit den Artilleristen wurden 300 Schritte vor die Fronte der Armee hinausgestellt. So jung ich war dachte ich doch bey mir selbst, daß die Schweden die gleich coupiren,

mehren Pestkranken, ohne angesteckt zu werden. Nach der Uebergabe 1712. und ausgehaltener Quarantäne nahm er Dän. Dienste, und war, als Reuter bey dem ersten Fühnschen Cavallerie-Regiment, in der Schlacht bey Gadebusch, (1712 den 20 Dec.) wo Steenbock die Dänen und Sachsen schlug. Er starb in Copenhagen 1767 als Oberst der Infanterie, und Oberstlieutenant der Artillerie. Gramberg.

und uns zum großen Schaden in ihre Gewalt bringen würden; wie auch geschah. Gegen II Uhr kamen die Schweden heran; sie rangirten sich in der Geschwindigkeit; ihre Canpnen hatten sie zwischen den Regimentern, wodurch sie uns, erst mit Kugeln, dann mit Cartätschen, großen Schaden thaten, und bald überlegen wurden. Mich wunderte, daß diese Invention, mit Stellung der Feldstücke, bey uns noch nicht üblich war. Unsere Artillerie ging schnell verloren. Auf unserm linken Flügel standen 6000 Sachsen unter dem General von Flemming. Der Schwedische rechte Flügel brachte sie bald zum Weichen. Ein daneben haltendes Dänisches Dragoner-Regiment kam mit in Confusion. Unser Regiment kam zum Schlagen mit dem Dückerschen (Neuter-) Regiment. Es ging hart zwischen beyden Theilen her. Meinen Carabiner und die rechte Pistole hatte ich gegen den Feind gebraucht, und war im Durchbrechen glücklich durch das äußerste feindliche Glied gekommen, als wir links zu schwenken commandirt wurden. Dänen und Schweden waren durcheinander vermengt. Aber

diese konnten ihre Degen besser zum Stechen, als wir die Pallasche zum Hieb gebrauchen. In diesem Augenblick empfing ich einen Pistolenschuß in der Nähe des rechten Ohrs durch den Hals. Ich verlor schnell das Bewußtseyn, indem ich meine Seele Gott befahl, und muß glücklich vom Pferde herabgekommen, auch von Freunden und Feinden, zwar übergeritten, aber nicht getreten seyn.

Ich lag einige Stunden auf dem Schlachtfelde unter den Todten, als ich etwa um 3 Uhr Nachmittages aus Ohnmacht und Schummer erwachte, blutig, auf den Bauch gestreckt, den Kopf auf meiner rechten Hand liegend, das rechte Auge aus dem Kopfe hervorragend. Ich drückte das Auge mit der Hand zurück; meine Glieder konnte ich frey bewegen. Hierauf sahe ich mich um. Die Schlacht war geendigt; alles war still. Zur linken neben mir lag ein Sächsischer Reuter, todt; gegen meinem Gesichte über lag ein Schwedischer Reuter, todt, auf seinem Pferde, welches noch lebte, aber lahm geschossen war. Des Pferdes Vorderfüße lagen keine Handbreit von meinem Kopf; es

hatte die Erde aufgewühlt und mir damit das Gesicht bedeckt, das zugleich von Pulver und Blut verkleistert war. Nun richtete ich mich auf. Den schweren Kürasß und den Pallasch legte ich ab; die Sporen abzunehmen war mir wegen Geschwulst und Steifigkeit des Kopfs und des Halses unmöglich. Den Hut hatte ich in der Action verloren. Ich suchte mich von dem Platz, der umher voll todter Menschen und Pferde lag, in Sicherheit zu setzen, und wandte mich links nach Gadebusch. In diesem Augenblick kamen drey Schwedische Dragoner angejagt, und nahmen mir Rock, Köller, Halstuch, und mein weniges Geld. Einer derselben zielte mit der Pistole auf mich; ein anderer schlug sie in die Höhe und rief: "halt, Bruder! es ist ein Deutscher, er kann noch wohl curirt werden!" worauf sie mich schnell verliesen, indem ein Schwedischer Officier angesprengt kam, dem ich, auf Befragen: wer mich ausgezogen habe? die drey Dragoner wies, auf die er fluchte, weil das Herumstreifen und Plündern bey Lebensstrafe verboten sey. Er verließ mich, indem er mir den nächsten und sichersten

Weg nach Gadebusch angab. Ich raffte meine Kräfte zusammen, und passirte eine morastige Gegend mit kleinem Gesträuch, wohinein ein Sächsischer Wachmeister in voller schöner Montur, der mit einer Schwedischen Klinge durch den Leib gestochen war, sich retiriret hatte, und nicht weiter konnte. Er bat mich, ihm nach Gadebusch zu helfen. Ich faßte ihn bey den Händen und hob ihn auf; aber wenn er gehen sollte, fiel er nieder. Mich Schwerverwundeten konnte ich kaum selbst fortschleppen; es ward Abend, es fror, ich war bis aufs Hemd ausgezogen; also mußte ich mich kurz resolviren, und ihn — seinem Schicksal überlassen! Ehe ich nach Gadebusch kam, mußte ich durch einen Mühlenbach bis an die Brust waten, wobey mir die Sporen die meiste Sorge machten. In einer halben Stunde war ich nun am Thor. Ich rief, und ward eingelassen. Aber alle Häuser waren voll von Geflüchteten und Blessirten. Meine Bekannten konnten oder wollten mich nicht kennen und aufnehmen, so sehr ich auch bat!

In dieser Noth ging ich auf den Kirchhof, und sahe mich um, wo ich doch endlich unter

Dach kommen möchte. Ich kam vor ein kleines niedriges Haus und klopfte an. Da trat eine alte Frau mit Licht hervor, hörte und sah meinen elenden Zustand, und führte mich mit den freundlichen Worten: "Kaamt herin, mein Söhn!" zu sich in's Haus. Es war des Todtengräbers Frau, die mit ihrem alten Mann einsam lebte. Diese beyden Eheleute, insonderheit die Frau, hatten großes Mitleid mit mir, und bewiesen mir alles Gute, was sie konnten. Die Alte bereitete hurtig ein Lager für mich neben dem Kachelofen, befreyete mich von meinen Stiefeln und Sporen, half mir die nassen Unterkleider ablegen, die sie trocknete, reinigte mir das Gesicht, und nach Möglichkeit meine Wunde, sie erquickte mich mit etwas warmem, und sorgte für mich, als für ihren Sohn.

Ich hatte eine höchstbeschwerliche Nacht. Die Schmerzen nahmen, in der Wärme, überhand. Mein Kopf, zumal an der rechten Seite, schwoll allmältig so auf, daß ich scheußlich aussah; man konnte mich in langer Zeit nicht verstehen; ich vermochte in den ersten vier Monas-

ten nichts, als etwas dünnes, einzufaugen. Das Pulver mußte man mir aus dem Gesicht graben. Meine Wunde blieb 14 Tage lang unverbunden, und verschlimmerte sich um so mehr. Die guten Leute gaben sich vergeblich alle Mühe, einen Chirurgen für mich zu bekommen.

Am Tage nach der Schlacht, (Dec. 21.) kam der General von Bassewitz mit einigen hundert Schweden herein, nahm alle Flüchtlinge gefangen, und ließ alle Häuser durchvisitiren. Mich Elenden schleppten sie von meinem Lager in die Kirche, wo ich mit den übrigen Gefangenen drey mal 24 Stunden ohne Pflege und Nahrung in der Kälte lag. Meine Jugend und gute Naturkraft erhielten mich. Sonabends den 24ten Dec. wurden wir auf den Kirchhof gebracht, von den Schwedischen Feldscherern untersucht, und in drey Theile gestellt. Die Gesunden mußten nach Bismar marschiren; die Curabeln wurden auf Wagen dahin gebracht; die Incurabeln, worunter ich mit war, konnten gehen, wohin sie wollten, und — umkommen, oder sich mit Betteln forthelfen.

Ich suchte wieder Schutz bey meiner alten Todtengraberin. Ihr Mann hatte indessen viele Beschäftigung. Ich ward abermals freundlich und gastfrey aufgenommen, und von meiner Wohlthäterin neun Tage bis zum 2ten Jan. 1713. verpflegt, da ich mich beurlaubte, um, wo möglich, nach dem Stift Bremen zu kommen, wo ich Verwandte, und noch einige Sachen hatte, die ich zu verkaufen gedachte. Mein Wirth schenkte mir eine warme Mütze für meinen kranken Kopf, und ein blossirter Schwedischer Lieutenant aus dem Bremischen, den ich kannte, gab mir auf meine Bitte einen alten Rock. So ausgestaffirt machte ich mich auf den Weg. Meinen Wohlthätern konnte ich nichts geben, als meinen herzlichsten Dank; denn ich hatte keinen Heller. Mit schwerem Herzen trat ich die Reise an. Quartier und einige Nahrung fand ich unterwegs bey guten Leuten. Für meine Wunde bekam ich einige Hülfe im Lübeckischen von — eines Halbmeisters Frau; diese untersuchte sie, 14 Tage nach dem Schuß, und gab mir die frohe Nachricht, daß die Kugel durchgegangen sey. Sie verband mich ziemlich

geschickt, und beschenkte mich mit Salbe und Pflaster. Ich wanderte weiter, und ward unversehens als Deserteur arretirt, und nach Stade gebracht; aber bald freygegeben, und nun auf Ordre des Commendanten gehörig verbunden, und gut verpflegt. Die gründliche Heilung meiner Wunde erfolgte jedoch erst nach zwey Jahren und vier Monaten, nachdem sich mehre Knochenstücke abgelöset hatten.

Indessen hatte ich bey dem Holsteinischen Artilleriecorps unter dem damaligen Obersten, nachherigen Generalleutenant, von Arnschild Dienste, als Constabel, genommen. Mein Chef ward mir gewogen, und avancirte mich bald zum Feuerwerker, wobey ich zugleich Adjutanten Dienste that, und eine gute Einnahme erhielt.

Da meine Wunde, und ein nach der Heilung erfolgtes Fieber, mir nicht zuließen, im Sommer 1715. mit der Armee nach Pommern zu marschiren: so folgte ich erst im October nach, und nahm die Tour über Gadebusch. Während die Post wechselte, schleckte ich zu meinen Wohlthätern, dem alten Todtengräber

und seiner guten Frau. Diese kamen gleich. Der Postmeister und seine Frau wunderten sich sehr, wie ich beyden so freundlich entgegen kam, sie umarmte und küßte. Ich erzählte kürzlich mein Schicksal vom Jahr 1712. und die hier genossene Hülfe. Sie freuten sich mit uns. Ich ließ Wein geben, und drang meinen alten Freunden eine Erkenntlichkeit an Gelde auf. Der Abschied ging bey der Todtengräberin nicht ohne Thränen ab. Sie fürchtete, ich möchte vor Stralsund wieder geschossen werden. Ich versprach ihr, wenn unsere Armee zurückkäme, und ich im Leben wäre, sie wieder zu besuchen.

Am 18ten Octob. kam ich zur Armee vor Stralsund. Am folgenden Tage wurden die Approschen geöffnet. Ich war nun alle zwey Tage in der Tranchée, überhaupt vierzehnmahl im Kessel, zuletzt nicht zehn Schritte vom Hornwerksgraben, und hatte meine zwey Mörser zu besorgen. Am 17ten Dec. ward das Hornwerk erstürmt, wozu ich das Signal warf. Am folgenden Tage schlug der König (Carl XII.) die Anstrigen und die Preussen wieder heraus. Wir

mußten sofort nochmals heran, eroberten und behaupteten das Hornwerk. Diese Attacken kosteten viel Blut; aber sie entschieden die Uebergabe der Stadt. Nach dem Abzuge des Königs (21ten Dec.) ward Schamade geschlagen. Wir zogen — das Artilleriecorps den 24ten Dec. — in Stralsund ein, wo wir auf lange Zeit volle Arbeit mit der eroberten Artillerie auf den Wällen und in dem Zeughause fanden. Ich that ferner Adjuranten Dienste, hatte aber das Unglück, eines Abends im Dunkeln beim Rapportbringen auf der Diele eines Brauerhauses, wo mein Chef logirt war, durch die offene stehende Luke in den Keller, wo die Braubütten standen, auf den Kopf zu stürzen, und entging nur durch die Trepanation dem Tode.

Als unsere Armee 1716 zurückkehrte, nahm ich (am 18ten Sept.) meine Tour nochmals über Gadebusch. Hier besuchte ich, bis frischer Vorspann anlangte, meine ehemaligen Wohlthäter, den alten Todtengräber und seine gute Frau in ihrer Wohnung. Da war dann eine Freude, daß ich noch lebte; denn sie hatten keine Nachricht von mir erhalten. Ich gab

ihnen zum Andenken ein paar Goldstücke. Sie begleiteten mich an den Wagen, und entliessen mich mit Thränen.

Nach 50 Jahren erinnere ich mich jener Begebenheit immer noch mit Nührung und Dank.

Copenhagen, 1764.

v. Klee,

IV,

Für Ahnungslustige,

Vor meinem Pulte, wo ich eben eine interessante Lectüre beendiget hatte, ging ich in den Garten, und von hier auf eine daran stoßende Wiese, wo sich ein Fischteich befindet. Ich befand mich von diesem in einer solchen Entfernung, daß ich das Wasser in demselben nicht sehen konnte. Noch immer im Nachdenken über das Gelesene vertieft, werde ich plötzlich durch ein anhaltendes Nechzen und Winseln, das mir

aus dem Fischeiche zu kommen scheint, daraus geweckt. In dem ersten Augenblick läßt der Schreck mich nicht von der Stelle gehen, weil ich glaube, daß ein Kind, oder Jemand, der Wasser daraus hohlen wollte, durch das Eis, das noch nicht fest war, geschossen sey. Wie ich endlich darauf zulaufe, um den Hineingefallenen zu retten, wird das Winseln und Nechzen immer stärker, und wie ich an den Rand des Teichs komme, kann ich dennoch nicht die geringste Spur an dem Eise finden, daß jemand durchgefallen sey.

War dies eine Ahnung? Wir wollen sehen. Da ich mich von meinem Schrecken erhohlt hatte, bedurfte es nur eines Augenblicks, um die Ursache des Nechzens und Winselns sogleich zu finden. Ich hatte mir nämlich durch eine Erkältung einen heftigen Catharr zugezogen, und jedesmal, wenn ich Athem hohlte, kamen solche Töne aus meiner Brust, die dem Nechzen und Winseln so ähnlich waren. Anfänglich hatte ich bey meinem angestregten Nachdenken nicht darauf gemerkt, und nur erst in der Gegend des Fischeichs, waren sie mir

bemerkbar geworden. Der plötzliche Schreck und die Vorstellung, daß ich einen in's Wasser gefallenen Menschen finden würde, verhinderten, die Ursache sogleich zu errathen, und durch das Laufen mußte das Aechzen und Winseln natürlich stärker, und folglich auch jede Untersuchung für den Augenblick unmöglich werden.

Also keine Ahnung! — und eine sehr unbedeutende Geschichte. Freylich! Aber wie manchem kostete ein Ahnungsgefühl und die aufgeregte Einbildungskraft Ruhe, Gesundheit und Leben! Und so gewährt auch ein unbedeutender Vorfall Belehrung. Wäre man bey ähnlichen Vorfällen vorurtheilsfrey genug, um ruhig zu beobachten, und suchte man die Ursachen der Erscheinungen nicht lieber außer sich, als in sich selbst; so würden wir mancher Angst und vielen selbstgemachten Leiden entgehen.

S i e h e t.

L e s e f r ü c h t e.

Ueber Lectüre.

Im eilften Bande des wissenschaftlichen Magazins für Jünglinge, (Hannover 1791,) unterscheidet der Verfasser Bücher zur Lectüre, und Bücher zum Studium, und warnt vor dem durch manchen neuen Erzieher veranlaßten Hang, das Studium bloß in angenehme Lectüre und gesellschaftliche Unterhaltung verwandeln zu wollen, mit dem Zusatz: "wer sich nicht an unangenehme Arbeit gewöhnen, trockene Sachen in ihrer ganzen Trockenheit lernen, eisernen Fleiß anwenden, und dem unmittelbaren Vergnügen entsagen will: der mag von seinen Renten in behaglicher Ruhe leben! aber brauchbarer Mann für die Welt voll Kraft und Wahrheit wird er nie! — Hätte Leibnitz, statt seines frühen ersten Studiums der Alten, unserer heutigen Lesemanier gefröhnt, und sein fähiges Genie, seine kostbare Jugendzeit,

und überdies wohl gar seine Unschuld, Heiterkeit und körperliche Kräfte unter einer galanten Lectüre begraben: er wäre wahrlich nicht der Stolz seiner Nation geworden."

Ueber Irthümer.

Ein Narr ist schon einzeln ein offenes Buch; eine größere Anzahl derselben ist die brauchbarste Bibliothek zur Fertigung einer moralischen Mortalitätsliste. Aus ihr entdeckt man, welche Seelenkrankheit an diesem oder jenem Ort am häufigsten die Köpfe verdrehet. Sie lehrt, der wie vielmals Bürger allemal toll ist, und beantwortet die große Frage, in welchem Staate der Verstand am besten gedeihet und am wenigsten Gefahr läuft, so, daß jeder, dem daran liegt, seine Einrichtung darnach machen kann.

(Thümmels) Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, 8ter Theil (Leipzig 1803.) S. 116.

Leutseligkeit der Kaiserin
Elisabeth.

Als wir (auf einem Landhause der Tochter des berühmten Admirals Cornelius Cruys, 1750) am Tische saßen, ward angezeigt, daß die Kaiserin vorbeysfahren werde. Ich lief an den Weg, um sie zu sehen. Sie war ausgestiegen, um von einer Anhöhe herab zu gehen, weil sie fürchtete, die Pferde möchten flüchtig werden. Am Wege stand ein kleines Russisches Mädchen, das in der Hand einige Zuckerkörner hatte, die es der Kaiserin entgegenhielt. Diese nahm sie lächelnd aus der bloßen Hand hin, aß sie auf, und ließ dem Kinde ein Geschenk geben.

D. Ant. Friedr. Büsching's eigene Lebensgeschichte, S. 170. (Halle 1789. 8.)

Feuersche Fräulein: und Prinzessin Steuer.

Wenn man dem ersten Ursprunge der mannigfaltigen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten unter den verschiedenen Völkern in der Geschichte nachspüret: so wird man finden, daß er größtentheils in gewissen angeborenen Trieben der Menschennatur seinen Grund habe. Die sympathetischen Gefühle, die in dem Innersten unsers Wesens so tief gegründet sind, und die mit jedem Wachsthum unsrer Cultur sich erweitern, verstärken und verfeinern, sind es unstreitig aus welchen die Gewohnheit, die Neuvermählten zu beschenken, zunächst hervorgegangen ist. Diese Hochzeitsgeschenke waren anfänglich bloß thatige Beweise der frohen Theilnahme an dem Glücke und der Freude des jungen Ehepaars, das mit dem Hochzeitstage ein neues Leben zu beginnen schien, und in der Erfüllung seiner schönsten Wünsche sich so ganz selig zu seyn dankte. Kein Wunder also, daß diese Gewohnheit, seine theilnehmende Freude bey der ehe: